Kinder des Südens

Richard Voss

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierter Jahrgang. Band 12.

Kinder des Südens.

Römische Geschichten

von

Richard Voß.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1888.

Druck v[illegible] [illegible]ner in Stuttgart.

Lala.



Erstes Kapitel.

Es war der erste Karnevalsabend und das Café di Venezia überfüllt. Jeden Augenblick wurde die große Thür aufgerissen und mit der kühlen Winterluft drang vom Korso das Gewühl des Volksfestes herein, die schrillen Fisteltöne der Masken, Geschrei und Gelächter.

Nirgends war ein Platz unbesetzt. Wilhelm, dem selbst seine Hünengestalt nicht dazu verhelfen konnte, ganz ungefährdet durch das Gewühl des tobenden Plebs bis in diesen lärmvollen Hafen vorzudringen, fühlte keine Lust, den verhältnismäßig sicheren Aufenthalt von neuem wieder mit der Straße zu vertauschen. So stand er denn, den breitkrempigen Künstlerschlapphut auf dem Kopf, gelassen da und spähte nach einem Stuhle aus, wie es indessen schien, ohne die Aussicht, eines Sitzes habhaft werden zu können. Der Saal wimmelte von Damen und Herren mit und ohne Masken, und die ringsum laufenden hohen Spiegelwände verdoppelten das halbe Tausend. Die Gasflammen der Kronleuchter funkelten durch den dichten Cigarrendampf gleich phantastischen Gestirnen, die künstlichen Blattpflanzen an den Wänden schienen aus Nebel aufzusteigen und die Gestalten der Gäste umwallte der Dunst wie Gewölk. Wilhelms scharfe Augen hatten Mühe, das bunte Gewirr zu durchdringen; und da das schale Possenspiel des Faschings ihn überdies um seine gute Laune gebracht hatte, so ließ er

seine Blicke mit ehrlichem Mißmut über alle die Römer und Römerinnen schweifen, die sich mit vielem Behagen und herzlich wenig Witz dem lieben Karneval zu Ehren zum großen Teil recht kindlich vermummt und verpuppt hatten.

Endlich entdeckte unser Deutscher einen freien Sessel an einem Tische, daran bereits eine ältliche, bürgerlich aussehende Frau mit einem sehr jungen Mädchen in Kostüm Platz genommen hatte. Auf dem Stuhle lagen Maske, Fächer, Schleier und ein winziger Rosenstrauß der Schönen; doch statt sich des einzigen noch unbesetzten Platzes zu versichern, stand Wilhelm und schaute unverwandt nach dem reizenden Kinde hinüber.

Sie saß auf dem mit kirschrotem Samt überzogenen Bänkchen weit zurückgelehnt, so daß ihr zierlicher Kopf in die Blüten und Blattpflanzen, die hinter einem niedrigen vergoldeten Gitter vor der Spiegelwand aufgestellt waren, tief hineinsank und sie gleich einem Nymphlein aus dem Grün hervorlugte. Ihr blasses, schmales Kindergesichtchen strahlte vor Vergnügen und Lebenslust, mit ihren großen dunklen, wie schwarze Edelsteine funkelnden Augen gewahrte sie alles, was im Saale vorging, und schien sich nicht satt sehen zu können. Während sie sich an dem lärmvollen Schauspiele weidete, knusperte sie eifrig an einem mächtigen Stück neapolitanischen Konfektes, das sehr hart zu sein schien, wenigstens biß sie herzhaft darauf ein. Wilhelm entdeckte die frischesten Lippen, die reizendste Hand, das entzückendste Füßchen. Ihre Gestalt mochte um ein weniges zu klein und zu zart sein. Aber gerade das Unentwickelte, Psychenhafte und Kindliche der feinen Figur bezauberte ihn. Die Schöne trug ein kurzes, weißwollenes, verwaschenes Kleidchen, über und über mit goldnen und bunten Flittern bestickt. So dürftig dieses Kostüm war, stand es dem guten Kinde doch allerliebst, und sie hatte sicher keine Ahnung davon, daß ihre „Maske“ zu einem Lächeln herausfordern könnte.

Ihre Begleiterin war wie eine römische Kleinbürgerin gekleidet, im dunklen, reichlich gefältelten Wollenrock, mit einem hellen Umschlagetuch, statt des Hutes einen schwarzen Schleier und ohne den mindesten Schmuck. Das braune, unschöne Gesicht der Frau hatte einen sorgenvollen und verdrossenen Ausdruck, das festliche Gewühl flößte ihr sichtlich nicht die geringste Teilnahme ein, schien sie vielmehr ebensosehr zu langweilen wie zu ärgern. Der Beobachter wurde nicht recht klug daraus, ob sie die Mutter des schönen Geschöpfes oder eine gemietete Tugendwächterin war.

Nun hatte Wilhelm lange genug in Rom gelebt und auch über die Römerinnen genügende Erfahrungen gesammelt, um zu wissen: Und würdest du dich noch so heftig verlieben und sollte dein Stern es wollen, daß auch du Gnade vor den Augen deiner Schönen fändest, vergiß niemals, daß es bei allen dergleichen römischen Abenteuern nur zwei Dinge gibt, entweder einen Heiratskontrakt, der ohne weiteres von dir zu unterzeichnen ist, oder eine lange, hoffnungslose, qualvolle Geschichte. . . . Aber obgleich er weder zu dem einen noch zu dem andern die geringste Neigung verspürte und seiner Natur zufolge niemals verspürt hatte, begab er sich jetzt doch durch das Gedränge zu dem einzigen freien Platz, rührte höflich an seinen Hut, legte ohne weiteres Maske, Schleier, Fächer und Rosenstrauß behutsam auf den Tisch und setzte sich.

Das Nymphlein hatte von ihrem sicheren Versteck aus den langen, breitschultrigen Menschen mit dem gewaltigen, rötlich schimmernden Bart schon längst im Gewühl entdeckt und ihn heimlich ebenso anhaltend betrachtet, wie er sie. Natürlich merkte sie sogleich, wohin er so unverwandt blickte, und lachte ihn unter ihren Blüten und Blättern im stillen aus. Plötzlich setzte sich der Riese in Bewegung, grade auf sie zu; und kaum hatte sie ihrer Nachbarin zugeraunt: „Sieh doch, Ninetta, den Inglese! Madonna, wie häßlich er ist!"

als er bereits an ihrem Tische stand und den Sessel für sich frei machte. Während Ninetta keine Miene veränderte, schaute die Kleine halb erschrocken, halb belustigt dem Transport ihrer sämtlichen Ballrequisiten zu, nicht ohne Furcht, daß ihr Fächer von der mächtigen Hand zermalmt, ihre Blumen zerdrückt werden würden, und erleichtert aufatmend, als sie ihre Schätze heil und ganz vor sich liegen sah. Wilhelm, nachdem er sich schwarzen Kaffee bestellt, redete herzhaft die Schöne an, deren Köpfchen ruhig in der Laube blieb. Ihre Antwort erwartend, that er im stillen die fromme Bitte: Die Madonna gebe, daß sie kein römisches Organ hat. Da sie ihn nicht verstanden zu haben schien, wiederholte er seine Frage: „Sie wollen heute gewiß auf die Veglione?“

„Ja, Herr.“

Ein silberhelles, lustiges, entzückendes Stimmchen!

„Wollen Sie mir nicht verraten, was Ihre Maske eigentlich vorstellt?“

„Was sie vorstellt?“

Sie schien zu überlegen, aber zu keinem rechten Schluß kommen zu können.

„Was soll sie vorstellen? Es ist eben eine Maske! Nicht wahr, Ninetta?“

Auch Ninetta versicherte ernsthaft, daß es eine Maske sei.

Es ist also nicht die Mutter, sondern Ninetta — einfach Ninetta, monologisierte Wilhelm im stillen. Wer aber ist Ninetta, wer kann Ninetta sein? Entweder ist Ninetta eine Tante, oder sie ist eine Gevatterin, oder lediglich eine Duenna. Ist das nun gut oder schlimm? Nun, es wird sich finden.

„Sahen Sie heute die Pferde laufen?“

„Freilich.“

„Gefiel es Ihnen?“

„Gewiß.“

„Sie wissen doch, daß in früheren Zeiten die Juden im Korso laufen mußten?“

„Die Juden? Hörst du, Ninetta! Früher mußten die Juden im Korso laufen. Das muß noch viel lustiger gewesen sein!“

„Da es keine Christen waren — — Pferde sind ja auch keine Christen.“

Sie verstand ihn nicht, sie lachte über die Juden, und ihr Lachen war so reizend, wie ihre Augen und ihre Lippen es waren, so daß Wilhelm, obgleich diese silbernen Töne den zum Vergnügen der Römer laufenden Juden galten, voller Entzücken darauf lauschte. Als sie wieder still geworden, setzte er die Unterhaltung fort: „Sind Sie heute im Wagen gefahren oder hatten Sie mit Sora Ninetta im Korso einen Balkon?“

Sie blinzelte ihn verwundert an. Im Wagen fahren, im Korso einen Balkon haben — — als ob Wagen und Balkon kein Geld kosteten, und als ob sie und Ninetta Geld hätten? Es mußte schön sein, wie eine Signora im Wagen durch den Korso fahren und von einem Balkon herab Confetti und Blumen auf die Masken werfen zu können. Aber es war auch zu Fuße schön gewesen.

„Wir haben bei der Musik auf Piazza Colonna gestanden.“

„Da müssen Sie ja todmüde geworden sein! Ich habe im Korso einen Balkon ganz für mich allein, gerade Palazzo Rospigliosо gegenüber, wo die Königin und der Kronprinz sitzen. Wenn Sie und Sora Ninetta mir die Ehre geben wollen — — Es ist morgen der erste Tag des Confettiwerfens.“

Ihre Augen funkelten, ihr Mund lachte ihn an; am liebsten hätte sie vor Lust laut in die Hände geklatscht. Aber mit einem Blick auf Ninetta lehnte sie das befremdliche Anerbieten ab, höflich, doch mit aller Entschiedenheit und mit jener Grandezza, die in Rom das Bürgermädchen mit der Fürstin gemein hat. Nachdem sie ihrem guten

Rufe und ihrer Jungfrauenwürde dieses Opfer gebracht, war sie sogleich wieder ganz unbefangen. Sie kam aus ihrem Blätterversteck hervorgeschlüpft, Wilhelm das zierlichste Köpfchen zeigend, mit tief in den Nacken hängenden schwarzen, schweren Flechten, darunter allerliebste Löckchen hervorquollen. Und wie sie dieses schöne, kleine Haupt trug, wie sie den schlanken Hals bewegte, wie sie voll harmloser, anmutiger Koketterie das Gesicht von ihrem neuen Bekannten abwendete, diesem dadurch Gelegenheit gebend, die zarten Linien ihres Profils zu bewundern, welches so fein war wie das einer Kamee, um ihm dann plötzlich mit einer raschen Bewegung das Antlitz wieder zuzukehren, daß er tief in den Glanz ihrer Augen blicken mußte und einigemal ganz fassungslos ihren jungen schwellenden Mund anstarrte!

Unabläßig von ihren Süßigkeiten naschend, die sie in einer Tüte auf dem Schoß hielt, plauderte sie von den Freuden der Faschingszeit: „Warum ist nicht das ganze Jahr über Faschingszeit? Es wäre schön, viel schöner als so. Alle Tage Maskerade, alle Tage Blumen- und Confettiwerfen, alle Tage Barberirennen! Gestern waren wir auf der Veglione im Teatro Costanzi, heute gehen wir ins Politeama, morgen in die Alhambra. Das ganze Jahr hindurch, jede Nacht sollte Veglione sein. Jeden Nachmittag sollte man vor Porta del Popolo und nach Ponte Molle hinausgehen. Dort trinkt man süßen Wein, ißt Orangen, geröstete Nüsse und Ciambelli; dort wird getanzt — — und abends Feuerwerk auf Piazza del Popolo, oder Fiera im Cirkus Agonale, oder Ball im Apollo. Ach, und die Moccoli! — — Warum gibt es nicht alle Tage Feste und Bälle, Feuerwerk und Illumination? Es könnte doch sein? Aber die Menschen sind thöricht.“

Sie lachte und Wilhelm lachte, und sogar Ninetta verzog die Miene. Aber dann mahnte sie: „Wir müssen gehen!“

Die Schöne war auch sogleich bereit. Sie sprang in die Höhe, ordnete eifrig ihr Kleidchen, band die Maske vor, ergriff Handschuhe, Fächer und Rosenstrauß, nickte mit der Hoheit einer Fürstin dem Fremden zu, drängte sich an Ninettas Seite, wurde von rechts und links angeredet, erteilte nach rechts und links lustige Antworten und fort war sie.

Zweites Kapitel.

Zehn Minuten darauf verließ auch Wilhelm den Saal, überschritt den Korso und schlug, ohne zu zaudern, die Richtung nach San Andrea della Valle ein. Immer noch waren die Straßen voller Masken. Aber obgleich die Phantasie der Römer seit dem Abend durchaus nicht lebhafter geworden, die Späße des Pulcinells und andrer volkstümlicher Narren sich um nichts gebessert hatten, nahm Wilhelm an dem bunten, lärmenden Treiben keinen Anstoß mehr; ja, als er in die Nähe des Ghettos gelangte, hatte er seine Freude an dem phantastischen Bilde; die helldunklen engen Gassen voll schwärmender Masken, welche auch die höhlenartigen, nur von wenig rotglühenden Oelflammen erleuchteten Weinschenken erfüllten. Von allen Seiten tönte ihm das bacchantische Schellengerassel der Tamburins entgegen, und zuweilen hemmte er seine Schritte, um einem Saltarello zuzusehen, den in einer Osteria Männer und Frauen aus dem Volke inmitten eines großen Kreises begeisterter Zuschauer aufführten. Aber der Gedanke an die reizende Nymphe trieb ihn bald wieder fort.

Tugendhaft ist sie, tugendhaft wird sie bleiben. Sie soll es auch. Ich werde trotzdem das Abenteuer verfolgen. Einen Wagen, um maskiert im Korso zu fahren, einen

Balkon, um Confetti zu werfen, diesen Lockungen wird sie — ich sah es ihren Augen an — schließlich nicht widerstehen können. Warum sollte sie auch? Es ist nichts Schlimmes dabei. — Ich rede ja, als ob ich ein Franzos wäre und obenein ein Kapitalist. Der verdammte Mammon! Viel darf ich mir den Spaß nicht kosten lassen. Es wäre eine Schande, wenn ich dem Schuft von einem Kunsthändler von neuem in die Hände fiele. Bis jetzt habe ich mich ziemlich tapfer gehalten. In Rom sein und knausern zu müssen — es ist gemein! Sich nicht einmal nach Herzenslust verlieben zu können — es ist höchst gemein. Und das wird noch eine ganze Weile so fortgehen; denn mein großes Bild, meine liebe, schöne Aegypterin — — sie haben Recht: es ist ein Gemälde für ein Museum. Was schert's mich? Und wenn ich dabei verhungern sollte; ich male, was mir gefällt, was mich glücklich macht, was ich schön finde. — Wieviel hat mir der Kerl in der Via Condotti für das Bild geboten? Ich möchte den Menschen würgen. Aber für eine Woche reicht es schon noch, und sollte ich schließlich nur Trevìwasser trinken.

Dann kehrten seine Gedanken wieder zu seiner neuen Bekanntschaft zurück: Sie ist reizend! Welche Augen, welches Lachen! In der steckt Rasse. Also das ganze Jahr über Karneval, niemals Aschermittwoch. Sie hat so unrecht nicht. In was für Verhältnissen sie leben mag? Sollte sie ganz allein auf der Welt stehen, nur Ninetta zur Gefährtin und Freundin haben? — Ninetta wird einen Mann für sie suchen, und sie wird den Mann, den Ninetta findet, nehmen. Ganz natürlich! Dafür ist sie Römerin. Das heißt, sie wird den Mann nehmen, wenn er Geld hat, viel Geld! Hat er kein Geld, so nimmt sie ihn nicht, selbst dann nicht, wenn sie ihn lieben sollte. Ich kenne dieses römische Frauengeschlecht! Wie mag sie heißen? Marietta oder Giulietta? Keiner der Namen paßt für sie.

Nun betrat er die Tiberbrücke, die mit den Maskenschwärmen darauf einen so fremdartigen Anblick bot, daß Wilhelm stehen blieb. Noch floß der Strom ungestört in seinem ehrwürdigen Bette, noch umschattete der Lorbeerwald die hellen Wände der Farnesina, und noch standen die beiden Reihen grauer, lebensmüder Häuser, zwischen denen die gelbe Flut langsam und schwerfällig sich hinwälzte. Jenseits der Brücke strahlte das erleuchtete Politeama in die Nacht hinaus, seinen zitternden Schein auf die fahlen Wogen werfend, und vom Palatin dunkelten die Cypressen der Villa Mills herüber. Wenige Augenblicke später befand sich Wilhelm mitten im Getümmel des Maskenfestes, emsig nach der Nymphe suchend.

Es kostete einige Mühe, bis er sie unter der Menge entdeckt hatte. Sittsam ging sie an der Seite ihrer Duenna, deren altes, runzliges Gesicht in dem lichtstrahlenden, geschmückten Saale, bei den rauschenden Klängen der Tanzmusik und der allgemeinen Lust nichts von seinem Ausdruck stumpfer Verdrossenheit verloren hatte. Der verliebte Künstler gewahrte zu seinem Verdruß, wie mehrere Masken sich an die Schöne herandrängten; doch sie wurden, zu seiner nicht geringen Genugthuung, ohne weiteres abgewiesen. Und zwar mußte sich die Umlagerte kräftig zu verteidigen wissen, denn die Angreifer gaben den Kampf bereits nach wenigen Waffengängen verloren.

Doch gerade als Wilhelm sich der tapferen Unbekannten nähern wollte, geriet diese durch einen überlustigen Pulcinell in harte Bedrängnis. Der weiße Hanswurst erwiderte Witz auf Witz, wollte sich nicht abweisen lassen, wurde böswillig und zudringlich; das Nymphlein verstummte plötzlich, ergriff den Arm ihrer Gefährtin und schien in große Angst zu geraten. Sogleich nahm die Gute den Kampf auf, heftig scheltend, ohne sich im mindesten an die Gesellschaft zu kehren,

mit lauten, wenig höflichen Worten, die der Pulcinell mit frechen Possen erwiderte.

Rings um die Drei versammelte sich Publikum. Aber anstatt den beiden Frauen in ihrer Bedrängnis beizustehen, hörte man dem Wortgefecht mit echter Narrenfreude zu, den gerechten Zorn der guten Ninetta ausgelassen belachend. Da durchbrach Wilhelm den Kreis; plötzlich in seiner ganzen Länge vor dem erschrockenen Pulcinell auftauchend, sagte er diesem faden Schalk in seinem besten Italienisch in aller Ruhe einige kräftige Worte, reichte der bedrohten Nymphe mit einer Verneigung den Arm und entfernte sich mit den beiden Frauen, den ungestümen Dankeserguß der aufgeregten Ninetta großmütig über sich ergehen lassend. Die gerettete Schöne sprach kein Wort; ihrem Ritter schien es jedoch, als hörte er sie unter der Maske leise aufschluchzen. Der kindliche Ton schmolz vollends sein ohnedies schon bedenklich erweichtes Herz.

Wilhelm lenkte seine Schritte einem Teile der Festhalle zu, wo das Gewühl weniger stark war. Indessen das Nymphlein wollte nach Hause, es wollte unter allen Umständen sogleich mit Ninetta, mit ihrer lieben, guten Ninetta nach Hause. Bitte, bitte! Der widerwärtige Narr, der abscheuliche Mensch! (Eine „brutta bestia“ nannte sie ihn, mit einem Pathos, mit einer Geste, daß Wilhelm ihr hätte zu Füßen stürzen mögen.) Es war so wundervoll gewesen, sie hatte so großes Vergnügen gehabt! Alle die fröhlichen Menschen, die prächtigen Masken, der helle Saal, die grünen Laubgewinde, die zahllosen bunten Lampen, die lustige Musik — himmlisch war es gewesen! Aber nun wollte sie unverzüglich nach Hause; denn nun war es aus mit aller Lust, nun war sie zornig, wild, wütend — in rabbia davvero!

Mit vieler Mühe gelang es Wilhelm, die tödlich Beleidigte einigermaßen zu beruhigen, wobei Ninetta ihm kräftig

Hilfe leistete mit Gründen, denen allerdings nicht zu widerstehen war: Zwei Lire hatte der Eintritt gekostet, und sie waren noch keine halbe Stunde da! Man konnte sein Geld doch nicht fortwerfen! Und die Gute stieß einen schweren Seufzer aus, bedenkend, was alles sie für die zwei Lire hätte kaufen können und wie sie nun morgen keine halbe Lira für das Mittagessen ausgeben konnte.

Also sie blieben; und es dauerte keine fünf Minuten, so war bei dem Nymphlein wieder heller Sonnenschein. Jetzt lachte sie über die „brutta bestia“; und sie lachte über ihre Angst, über Ninettas Zorn, über — — nein, über „ihn“ lachte sie nicht. Sie wurde plötzlich tiefernst.

„Ihr seid ein Galantuomo!“

Wieder dieses allerliebste Pathos, als ob sie eine Strophe aus der göttlichen Komödie citierte. Und Wilhelm fühlte den Druck ihres Armes heimlich, leise, schüchtern. Dann nach einer Pause befangenen Schweigens: „Wie heißt Ihr eigentlich?“

„Guglielmo.“

„Ein hübscher Name! Findest du nicht, Ninetta?“

Auch Ninetta fand, daß es ein recht hübscher Name sei.

„Und wie heißt Ihr?“ fragte er zurück, sich gleichfalls des natürlichen „voi“ bedienend, welches keine Stockung in der Unterhaltung aufkommen ließ.

„Wie ich heiße?“ Und sie lachte hell auf.

Um ihr eine Freude zu machen, fing Wilhelm an zu raten und erriet es natürlich nicht. Bei jedem falschen Namen, den er nannte, wollte sie sich ausschütten vor Lachen. Er hätte ihr eine Stunde zuhören mögen, ohne besonders begierig zu sein, den Namen zu erfahren, nur um auf ihr helles Kinderlachen zu lauschen. Aber dann sagte sie es ihm selbst: „Lala! Ist das nicht ein komischer Name? Er steht nicht einmal im Kalender. Es gibt keine heilige Lala. Denkt Euch; wenn es eine heilige Lala gegeben hätte! Stellt Euch vor: eine heilige Lala mit einem Glorienschein und

einem Lilienstengel — — selbst die lieben Himmlischen müßten lachen."

Und sie lachte und Wilhelm lachte und Ninetta lächelte.

„Was wollen wir jetzt thun?"

„Tanzen. Nicht wahr, Ninetta, du erlaubst es? Liebe, süße Ninetta! Nur einen einzigen Tanz mit dem Signor Guglielmo, beste Ninetta. Ah, das ist ein Walzer; denke, ein Walzer, Ninetta! Hier, nimm meinen Fächer, mein Taschentuch, meine Handschuhe, meine Rosen. Verliere nichts, Ninetta. Kommt, Signore! Madonna, wäret Ihr nur nicht so lang!"

Dennoch ging es mit dem Tanzen ganz gut; es ging sogar recht gut. Während sie mit Leib und Seele bei den Klängen des Walzers war, mußte sie denken: Madonna, wie diese Deutschen tanzen können! Und ein Galantuomo ist er! Aber der rote Bart ist schrecklich; wenn er nur den roten Bart nicht hätte. Ach, wie er tanzt! . . .

Sie tanzten den Walzer bis zu Ende; dann wurde eine Polka gespielt, und sie tanzten die ganze Polka zusammen. Als drittes kam eine Française an die Reihe, und sie tanzten auch die Française bis zu Ende. Ninetta stand eingekeilt in dem dichten Kreise von Zuschauern wie eine Henne am Ufer eines Teiches, auf dessen Wasser die gute Hühnermutter ihr Entenküchlein dahintreiben sieht; und sie konnte nicht hinein, um das Junge zu retten, und das Junge befand sich so wohl auf der Flut, so recht in seinem Element.

Und was das Schlimmste war, Ninetta mußte stehen und mit anhören, was im Publikum über das seltsame Paar gedeutelt und geredet wurde. So oft die beiden an ihr vorbeikamen, rief sie: „Lala! Lala! Aber so höre doch, so komm doch, so komm doch! Ist das schicklich? Du tanzest dich ja zu Tode! Ein solches Kind! O Madonna — —"

Endlich kamen sie ganz folgsam zu Ninetta zurück,

denn auch die Française war zu Ende und es trat eine längere Pause ein. Ninetta schalt, aber Lala war so selig, wußte für ihre alte grämliche Ninetta solche Kosenamen zu finden, konnte so bitten und schmeicheln, daß Ninettas Zorn, sehr gegen ihren eignen Willen, bald verrauchte.

„Und was fangen wir jetzt an?" rief Lala fröhlich, sich zutraulich an Wilhelms Arm hängend. „Wir wollen recht glücklich sein, ach ja, schrecklich glücklich!"

Das war auch Wilhelms Meinung.

Er führte die beiden hinauf in die erste Galerie, die in eine Reihe kleiner, traulicher Lauben verwandelt worden war. Ein ganzer Wald hochstämmiger Lorbeeren mochte abgeschlagen worden sein, um dem Raume diesen festlichen Schmuck zu geben; in jeder Laube stand ein gedeckter Tisch, über dem von der grünen Decke herab eine bunte Ampel hing, deren Schein unter den dichten Zweigen ein heimliches Zwielicht verbreitete.

Als Lala an Wilhelms Arm in ein solches anmutiges Cabinet séparé eintrat, stieß sie einen Freudenschrei aus.

„Nun gehen wir in Villeggiatur! Sieh doch, Ninetta, gerade als ob wir in Frascati oder Albano wären!"

Erst jetzt nahm sie ihre Maske ab. Mit ihrem erhitzten, von Lebenslust und Glück strahlenden Gesichtchen erschien sie Wilhelm in der Dämmerung der Laube noch zehnmal schöner, als unter den Blumen im Café Venezia. Da sie gewahrte, daß ihr vom Tanz das Haar aufgegangen war, löste sie in aller Unbefangenheit die schwere Strähne vollends, schüttelte sie auseinander, so daß es sie wie ein langer schwarzer Schleier umfloß, und machte sich daran, mit flinken Fingern das Haar zu flechten und aufzustecken. Und wäre der Mann, der es mit ansah, Cato selber gewesen — Cato selber hätte sich bei diesem Anblick ergeben müssen. Wenigstens war das Wilhelms Ansicht.

Erst nachdem die letzte gefesselte Haarflechte auf dem

Köpfchen in Gewahrsam gebracht worden war und sie sich zum Ueberfluß das finstere Gekraus mit beiden Händen in die Stirn gezerrt hatte, ließ Wilhelm ab, sie anzustaunen, und begab sich hinaus, um eines Kellners habhaft zu werden. Bei seiner Rückkehr fand er die beiden in leisem, eifrigem Gespräch, das sie alsbald abbrachen. Ihm ihr Gesicht zuwendend, sagte das Mädchen: „Ninetta hat mich gescholten; Ihr wäret uns ganz fremd und ich verkehrte mit Euch, als ob ich Euch seit langem kennte. Ich habe ihr erwidert, sie sollte Euch doch ansehen. Der Galantuomo stünde Euch ja an der Stirn geschrieben. Das meint auch Ninetta. Aber darin hat sie recht; es ist nicht schicklich von mir, mit Euch zu scherzen und zu tanzen. Ihr könntet leicht Unrechtes von mir denken. Thut das nicht. Seht, ich habe auf der Welt keinen Menschen, als die Ninetta. Denn meine Eltern sind beide tot und mein Vormund ist böse mit mir, weil ich nicht — — aber ich will Euch nicht mit meinen Leiden belästigen; nur das mögt Ihr noch wissen, daß dieser Signor Carluccio ein alter, widerwärtiger, abscheulicher Mensch ist, eine brutta bestia! Nun wißt Ihr's, und nun sagt es der Ninetta, daß Ihr gegen ein armes, verlassenes Mädchen nichts Unrechtes im Sinn führt, denn dazu seid Ihr viel zu ehrlich und gut."

Lala blickte ihn aus großen, ernsthaften Augen mit kindlichem Flehen an, das Wilhelm noch mehr zu Herzen ging als selbst ihr zutrauliches Geständnis. So sagte er denn in voller Aufrichtigkeit und mit warmer Empfindung: „Gute Ninetta, ich verstehe Eure Furcht; aber als wäret Ihr die Mutter dieses lieben Mädchens, für das Ihr ja auch Muttersorge getragen habt, verspreche ich Euch: Eurer Lala soll von mir nichts Uebles geschehen. Morgen komme ich zu Euch und rede mit Euch; jetzt bitte ich, laßt uns diesen Abend zusammen fröhlich sein, wer kann wissen, wie es morgen ist."

Ninetta seufzte herzhaft, schien indessen etwas beruhigter zu sein, während Lala sogleich wieder ein so sonniges Gesichtchen machte und mit ihrer alten Getreuen allerlei zierliche Possen trieb. Dann kam der Kellner und bestellte das Tischchen mit Dingen, die in Lalas und Ninettas Augen die köstlichsten Leckerbissen der Welt waren; denn es fehlte weder der gelato alla napolitana, noch die Mandarinen und das Zuckerwerk.

Sie tafelten auf das herrlichste zusammen, Lala nippte von dem goldigen, süßen vino moscato, naschte von der bunten schaumigen Speise, mußte durchaus von Ninettas Gefrorenem kosten und gleich darauf von einem Stück Mandelkuchen, das sie sofort wieder hinlegte, um für Signor Guglielmo eine Mandarine zu schälen. Dazu schwatzte sie, summte ein Liedchen, lachte, scherzte, steckte voller Possen und Tollheiten; mit einem Worte: sie verdrehte dem guten Guglielmo den Kopf, wie es diesem jungen Haupte noch niemals geschehen war.

Auch nachher war es wundervoll: als der Schmaus zu Ende und die Musik wieder spielte, als sie die Lorbeerlaube und das trauliche Helldunkel verließen und Arm in Arm unter dem Schutz der versöhnten Ninetta hinab in den Saal gingen, wo die Lichter noch immer so hell brannten, die Menschen noch immer so lustig waren, das Leben noch immer so schön und glänzend erschien. Natürlich tanzten sie wieder; darauf schlenderten sie umher, besahen sich die Masken, gerieten über diese in Entzücken, fanden jene zu komisch oder gar zu abgeschmackt; und jedesmal, wenn sie einem Pulcinell begegneten — und der Saal wimmelte von diesen weißen Narrengestalten — jedesmal stieß Lala einen leisen, allerliebsten Schrei aus und schmiegte sich schutzsuchend an ihren heldenmütigen, stattlichen Erretter.

Aber dann rückte die Mitternacht heran, dann trieb die böse Ninetta nach Hause. O Ninetta, wie konntest du nur?

„Noch einen Tanz! Bitte, bitte! Den letzten, den allerletzten. Aber hör doch nur, Ninetta, es ist wieder ein Walzer.“

Daß es „wieder“ ein Walzer war, rührte Ninettas Herz; der Walzer wurde getanzt vom ersten bis zum letzten Ton, und dann — dann war es aus, dann mußte sie unerbittlich aus dem Himmel fort und auf die Erde zurück, auf der es eine gewisse Via Vittoria und in dieser Gasse eine Nummer 77 gab, und in dem Hause Nummer 77 hoch oben im vierten Stock einige öde, kalte, traurige Zimmer.

Und Lala seufzte.

Für das erste blieb von dem Himmel des Politeama wenigstens noch Signor Guglielmo übrig, der als ein Galantuomo, für den ihn selbst Sora Ninetta erklärt hatte, die beiden Frauen doch unmöglich allein nach Hause gehen lassen konnte. Ein zweiter Trost war die ziemliche Entfernung bis zur Via Vittoria. Aber recht betrüblich erschien ihnen, daß sie schließlich doch anlangten; Ninetta zog den gewaltigen Hausschlüssel hervor, steckte ihn auch sogleich ins Schloß, schloß auch sogleich auf und — —

„Also: Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

„Auf Wiedersehen — —“

Drittes Kapitel.

Wie lange es dauerte, bis es wieder Tag ward! Dem Himmel sei Dank, daß es überhaupt Tag wurde. Wilhelm fühlte sich indessen auch dann noch nicht befriedigt; die Stunden vergingen so langsam, und als es endlich zehn Uhr schlug, war es immer noch zu früh, um bei einer jungen

Dame, der man sich erst am vergangenen Abend vorgestellt hat, Visite zu machen. Selbst Sora Ninetta würde ihn um diese Zeit schwerlich mit auch nur leidlichem Anstand haben empfangen können. Zum Glück ließ sich die lange Zeit des Wartens angenehm ausfüllen, zum Beispiel mit Geldausgeben. Was konnte man nicht alles für Geld haben! Blumen und Konfekt, kleine Fruchttörtchen und Mandarinen. Auch konnte der, welcher Geld hatte, im Korso einen Balkon mieten und auf dem spanischen Platz für den nächsten Nachmittag einen Wagen bestellen. Und plötzlich stand der Mann, der sich durchaus ruinieren wollte, vor einem Maskenleihgeschäft, und die buntesten, prächtigsten, unwiderstehlichsten Kostüme hingen ihm dicht vor den Augen. Da gab es tragische und komische, ideale und banale Kostüme; Kostüme aller Nationen, Kostüme jeden Charakters. Wilhelm hatte die Wahl. Diese Spanierin aus goldgelbem Atlas oder jene „schöne Griechin", oder die elegante Dame in rosaseidenem Rokokorock. Ach und der allerliebste Debardeur! Indessen, das ging denn doch nicht an, obgleich — — aber nein, es schickte sich nicht! Also die goldgelbe Spanierin.

„Via Vittoria, Nummer siebenundsiebzig, Signorina Lala. Verstanden?"

„Ja, Signore."

Endlich! Endlich war es Elf geworden. Um elf Uhr vormittags eine junge Römerin zu besuchen, war zwar zu jeder Jahreszeit etwas zu früh, geschweige denn während des Karnevals; doch Wilhelm wollte es wagen, und wenn es auch nur Ninetta war, die er zu sehen bekam. Ninetta im Morgenkleide! Also: Via Vittoria, Nummer 77.

„Arme Lala!"

Unwillkürlich sagte Wilhelm das vor sich hin, als er in der Via Vittoria die Treppe von Nummer 77 hinaufstieg, sich hinauftastete; denn selbst für ein römisches Wohnhaus war Nummer 77 in der Via Vittoria ungewöhnlich finster

und schmutzig. Wilhelm stellte sich das Nymphlein vor; an Ninettas Seite die steile, dunkle Stiege hinunterhuschend, um im Korso oder auf dem Pincio Luft und Licht zu atmen und nach kurzer Daseinsfreude wieder in ihre Nummer 77 zurückzukehren.

Da er die Namen an den Thüren der verschiedenen Stockwerke in der Finsternis nicht zu lesen vermochte, klingelte er an irgend einem Eingang, die Gestalt, die ihm öffnete, nach Signorina Lala fragend. Aber die Signorina Lala wohnte höher, sie wohnte so hoch, wie man in dem Hause Nummer 77 überhaupt wohnen konnte — arme, kleine, hübsche Signorina Lala!

Natürlich war sie noch nicht aufgestanden. Ninetta empfing den frühen Besuch ziemlich ungnädig und führte ihn voller Mißtrauen direkt in ihre Küche, deren einziges Fenster auf einen kleinen dämmerigen Hof hinausging, in dessen Tiefe zwischen antikem Marmorgetrümmer ein hoher Kamelienbaum eine Ueberfülle blasser Blüten trieb. In dem öden Raume befand sich ein Herd mit nur einer offnen Feuerstelle, und an den Wänden aufgereiht hingen einige schwärzliche Töpfe und Pfannen. Ninetta steckte in der obligaten Nachtjacke und war außerdem in ein dickes graues Tuch gewickelt; sie fror erbärmlich und hielt beide Hände über den winzigen Scaldino, darin etliche Kohlen glimmten. Und Ninetta hungerte erbärmlich. Denn um die gestrige Verschwendung von zwei vollen Liren etwas auszugleichen, hatte die Wackere heute noch nichts genossen, eine Enthaltsamkeit, die ihr um so mehr geboten schien, als ihre Gebieterin des Sinnes war, am Abend für die Veglione in der Alhambra weitere zwei Silberstücke aus dem Schatze ihres Barvermögens von zwanzig Liren zu opfern. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn Ninetta sich nicht gerade in rosiger Stimmung befand.

„Ihr seid's? Madonna, was wollt Ihr denn eigentlich? Sie schläft noch.“

Vorerst entledigte sich Wilhelm seiner sämtlichen, zierlich in rotes Seidenpapier gewickelten und mit roter Schnur umbundenen Päckchen, und zwar legte er alles, auch das Körbchen mit den Mandarinen und den Rosenstrauß, wegen Mangels eines Tisches, auf den Herd nieder. Währenddessen stellte Ninetta ihre stillen Betrachtungen an.

Nun ja, ein Galantuomo ist er. Was nutzt uns das, wenn er uns nicht heiratet? Und heiraten kann er uns nicht. Denn erstens: er ist ein Fremder, also kein Christ, und wir können keinen Heiden zum Manne nehmen, sonst werden wir verdammt — die Madonna bitte für uns! Und zweitens: er ist ein Künstler, und die Künstler heiraten immer nur ihre Modelle, und die Madonna möge uns dafür behüten, so eine zu werden. Nein, heiraten thut er uns nicht; aber ein Galantuomo ist er, und wir werden ja wohl vernünftig sein.

Wenn ich nur das Geld hätte, das alle diese unnützen Dinge gekostet haben, dann würde ich uns heute eine Frittata backen und Maccaroni kochen, und er könnte meinethalben mitessen. O heilige Agnes, was ist's für Elend! Aber die Lala muß vernünftig sein und den Signor Carluccio zum Manne nehmen. Ich will's ihm sagen, daß er es ihr vorstellen soll, dann thut sie's vielleicht; denn er ist ein Galantuomo, dabei bleib' ich!

Sie hatte gerade diesen Entschluß gefaßt, als Wilhelm mit möglichster Gelassenheit sich erkundigte: „Wie geht's Eurem Fräulein, gute Ninetta?"

Ninetta stieß einen dumpfen Seufzer aus.

„Ist Euer Fräulein nicht wohl?"

„Ach Gott!"

„Was habt Ihr, Ninetta, warum stöhnt Ihr so?"

„O heiligste Jungfrau!"

„Ist Euer Fräulein krank?"

„Himmlische Mutter, steh' uns bei! Signor Guglielmo,

Ihr seid ein Galantuomo. Ihr müßt auch mit dem Kinde reden."

„Worüber soll ich mit dem Fräulein reden?"

„Daß sie den Signor Carluccio zum Manne nimmt; denn dann wäre alles gut. Ihr müßt nämlich wissen, der Signor Carluccio hat Geld wie Heu; außerdem drei Häuser in der Stadt, auch dieses, in dem wir wohnen, gehört ihm, und er läßt uns keinen Centesimo Miete zahlen; — vor Porta Pia gehört ihm eine Vigna, und in Frascati hat er ein Villino. Seht, lieber Signor Guglielmo, ganz wie eine große Dame könnte das Kind es haben; denn so sehr der Signor Carluccio sein Geld liebt, die Lala hat er noch lieber. Ich glaube, bekäme er die Lala zur Frau, der Geizhals würde ihr einen Wagen schenken, daß das arme Liebchen jeden Nachmittag Korso fahren könnte; auf dem Pincio, in der Villa Borghese, und Dienstags und Freitags in der Villa Pamfili draußen bei Acqua Paolo. Ja, ich würde mich gar nicht wundern, wenn er ihr eine Loge im Apollo verspräche. Aber es müßte im Heiratskontrakt stehen! Und daß er des Sommers mit ihr ins Meerbad reist und im Herbst Villeggiatur in Albano oder Frascati nimmt. Madonna, und die seidenen und samtenen Kleider, die Hüte, Fächer, Armbänder, Ohrgehänge, die Ketten und Ringe, die er sicherlich dem süßen Herzchen schenken würde. Ist es wohl zu glauben, daß sie alle diese Herrlichkeiten nicht mag, und das aus keinem andern Grunde, als weil sie sich in den Kopf gesetzt hat, sie könnte den Signor Carluccio nicht ausstehen? Das braucht sie ja gar nicht, wenn sie nur seine Frau wird. Hat man jemals so etwas gehört? Sagt selbst, bester Signor Guglielmo! Und zu all dem Jammer nun noch — —"

Sie brach ab und schielte nach ihm hinüber. Er war blaß geworden; mit abgewendetem Gesicht stand er vor der getreuen Ninetta und schaute gerade vor sich hin, durch das offne Fenster in den Hof hinaus.

„Und was ist nun noch zu all dem Jammer gekommen?“ fragte er, und sie hörte, wie er dabei schwer Atem holte. „Was ist sonst noch geschehen?“

„Was sonst noch geschehen ist?“ rief Ninetta böse. „Meint Ihr vielleicht, sie hätte diese Nacht ein Auge zugethan? Sie führte sich auf, als sei sie immer noch im Politeama, hüpfte und drehte sich mit Euch, säße bei Euch in der Laube und triebe Narrenspossen mit Euch. ‚Ach, Ninetta,‘ sagte sie, ‚ach, meine arme Ninetta, wenn er nur kein Deutscher wäre, und nicht so schrecklich lang, und kein solcher abscheulicher Barbarossa! Aber, Ninuccia, tanzen kann er, und brav ist er, und ein Galantuomo ist er, und, und — —‘ Und fängt an zu seufzen und fällt mir um den Hals und weint und schluchzt und weint. Meinen Schreck könnt Ihr Euch denken. Ich frage sie also: ‚Lala, mein Kind, warum weinst du?‘ Und sie: ‚Ach, die brutta bestia von Pulcinell.‘ Und weint eine halbe Stunde lang über die Bestie von einem Narren, vor dem Ihr sie beschützt habt. Dann lacht sie darüber, daß sie geweint hat, und dann springt sie mit mir im Zimmer herum, und dann schilt sie mich, weil ich altes dummes Geschöpf nicht ebensogut springen kann wie Ihr, und dann fängt sie wieder an zu seufzen und zu schluchzen. Endlich bringe ich sie zu Bett, sie schläft auch sogleich ein; aber — sollte man's denken! — selbst im Traume tanzte sie noch mit Euch auf der Veglione. Und: ‚Nicht wahr, Ninetta, er ist ein Galantuomo?‘ Und lacht hell auf, alles im Traume. Was sagt Ihr dazu?“

Was sollte er dazu sagen? Er wurde immer verwirrter, immer verstörter, um sich plötzlich von heißer Glut übergossen zu fühlen; denn er hörte aus dem Zimmer ihre Stimme rufen: „Ninetta! Ninetta!“

Die Alte stellte den Scaldino fort und belud sich eiligst mit Wilhelms Geschenken.

„Das lege ich ihr alles aufs Bett. Sie wird glauben,

es sei heute Befana; denn ein solches Kind ist sie noch. Wartet hier, ich komme gleich wieder."

Damit ging sie und Wilhelm wartete. Er hörte die Alte in das Schlafzimmer treten, er hörte sie etwas sagen, hörte Lala einen lauten Freudenschrei ausstoßen. Dann ward es still.

Eigentlich hätte Wilhelm, nun er allein war, nach allem, was er vernommen hatte, mit sich zu Rate gehen sollen. Er wollte es auch; ganz ernstlich wollte er darüber nachdenken, ob es nicht besser, nicht viel besser sei, er wartete nicht, sondern ginge sogleich. Doch da hörte er sie drinnen von neuem jubeln und jauchzen wie ein Kind, dem allerlei Süßigkeiten in den Schoß geschüttet werden; und da zerstoben seine besten Gedanken, seine weisesten Vorsätze nicht anders wie Spreu vor dem Winde.

Jetzt kam Ninetta zurückgeschlürft: „Tausend, tausend Dank soll ich Euch ausrichten. Ich sagte es Euch ja; halb närrisch ist sie vor Freude. Denkt Euch, was sie jetzt thut."

„Nun?"

„Sie liegt im Bett und schält alle Mandarinen; denn das Schälen wäre viel lustiger als das Essen. Und die Rosen habe ich gleich in Wasser stellen müssen. Und wie ich Euch sagte: tausend, tausend Dank."

„Wird sie bald aufstehen?"

„Wenn Ihr noch eine halbe Stunde warten wollt, bekommt Ihr sie gewiß zu sehen."

Da Wilhelm warten wollte, führte Ninetta ihn mit feierlicher Gebärde in den „Salotto". Dieses Prachtgemach war ein kleiner fensterloser Raum, zwischen Küche und Schlafzimmer eingezwängt, und empfing von einem kleinen Vorsaal sein Licht. Was die traurige Kammer in den Augen eines Römers zum Salon erhob, war eine gelbe Tapete, eine grün ausgemalte Decke, ein hochroter, altersschwacher Diwan, drei oder vier wacklige hellblaue Sessel und auf dem Ziegel-

boden die Reste eines ehemals sehr bunten, jetzt abgeblaßten holländischen Teppichs; nicht zu vergessen der mit purpurfarbener Decke behangene runde Tisch, darauf unter einer Glasglocke ein mächtiger Strauß künstlicher Blumen prangte. Arme Lala! Immer besser begriff Wilhelm die Sehnsucht des guten Kindes, es möchte das ganze Jahr hindurch Karneval sein; Nachmittag für Nachmittag Confettiwerfen im Korso, Abend für Abend Illumination im Cirkus Agonale, Nacht für Nacht Veglione im Politeama. Arme, kleine, hübsche Lala; und daß sie trotzdem den steinreichen Signor Carluccio nicht zum Manne nehmen wollte! Ninetta hatte ganz recht; es war nicht zu glauben! Und Lala war doch eine Römerin.

Indessen — sie würde sich noch bedenken und schließlich ihn doch nehmen. Was galt die Wette: schließlich nahm sie ihn doch.

Mit echt römischer Würde die Honneurs machend, hatte Ninetta den Besuch auf den hochroten Diwan genötigt und sich selbst vorsichtig auf einen der himmelblauen Sessel niedergelassen. Während Wilhelm aufmerksam nach dem Schlafzimmer hin lauschte, in dem er jemand sich bewegen hörte, erzählte ihm Ninetta von den bessern Zeiten, die sie gekannt hatten, als der Padrone und die Padrona noch lebten, bei denen sie seit ihrem achtzehnten Jahre Dienerin gewesen war. Damals hatten sie an der Passeggiata di Ripetta gewohnt; damals hatten sie auch einen mächtig großen Salon gehabt, mit einem wunderschönen Teppich und bunten Vorhängen an Fenstern und Thüren. Sogar ein Klavier hatte sich in diesem wunderbaren Gemache befunden, ein Klavier, auf dem Lala spielte und dazu sang. Abends „empfing" die Padrona. Dann gab es zuweilen Orangen und kleine Torten, und Lala trug ein Seidenkleid; denn zuweilen kam wirklich jemand, der sich auf den schönen neuen Sessel beim Kamin setzte, von den Orangen und den kleinen Torten aß, Lala

im blauen Seidenkleide spielen und singen hörte und mit dem Padrone und der Padrona Konversation machte. Das waren gute Zeiten! Damals kaufte der Padrone jeden Morgen ein: Fisch und Gemüse, Maccaroni und Eier und Kaffee (das Brot und die Milch holte Ninetta), mitunter auch Fleisch. Sonntags machte die Familie gemeinsam mit der geputzten Ninetta einen Spaziergang auf den Pincio und in die Villa Borghese; an einem besonders hohen Feiertage wurde sogar ein Wagen gemietet und vors Thor hinausgefahren, nach Ponte Molle oder zum Monte Testaccio, auch einmal mit der Eisenbahn nach Frascati. Mit einem Worte, sie lebten in Herrlichkeit und Freuden. Lalas Vater war nämlich ein Nobile, und weil er ein Nobile war, arbeitete er nicht; und weil er nicht arbeitete, zehrte die Familie, um leben zu können, von einem kleinen Vermögen, welches Lalas Mutter dem Nobile in die Ehe gebracht hatte; und da sie nicht nur von den Zinsen, sondern vom Kapitale zehrten, wurde es immer weniger und weniger und hörte schließlich ganz auf, gerade als der Nobile und seine Gemahlin in einer Woche an der Perniciosa starben. Die Armen!

„Und dann?"

Nachdem Lala sich ihre schönen Augen halb ausgeweint und ganze acht Tage nach ihrer lieben Mamina und ihrem teuren Babbo geschrieen hatte, kam der Vormund, der reiche garstige Signor Carluccio, und wollte Lala zur Frau haben; und Lala fing von neuem an zu weinen und nach ihrem lieben Babbo und ihrer lieben Mamina zu jammern. Und als Signor Carluccio zärtlich that, nannte sie ihn eine „brutta bestia", was der Betreffende anfangs etwas übelnahm, den beiden aber doch aus gutem Herzen in seinem Hause Via Vittoria Nummer 77 das kleine hübsche Apartamento unter dem Dache ohne Miete zur Wohnung anwies. Dann verkaufte Ninetta die ganze Pracht des Salottos in

der Passeggiata di Ripetta, von deren Erlös sie nun schon ein ganzes Jahr lebten, jetzt aber —

Doch Wilhelm hörte nichts mehr, denn in diesem Augenblick wurde die Thür des Schlafzimmers geöffnet, und das Nymphlein schlüpfte in den Salon, mit ungemachtem Haar, in der Nachtjacke, die wie frischgefallener Schnee glänzte und ihr zum Entzücken stand, um so mehr, als sie keine Ahnung davon hatte, daß es eigentlich eine Nachtjacke war — Ninetta natürlich auch nicht.

„Wie gut Ihr seid! Ihr bleibt doch bei uns und nehmt die Colazione mit uns? Nicht wahr, Ninetta, er muß bleiben! Was eßt Ihr gern? Ihr müßt es uns sagen! Was meint Ihr zu gerösteten Hammelkoteletten? Ninetta, ob er wohl geröstete Hammelkoteletten gern ißt? Was sagst du, Ninetta?“

Aber Ninetta hatte nichts gesagt, sie überlegte nur, daß eine einzige Hammelkotelette vier Soldi kostete und — nein, Ninetta hatte gar nichts gesagt.

„Wenn du also meinst, daß er Hammelkoteletten gern ißt, so gehe und kaufe welche! Auch Salat, hörst du, Ninetta! Und süßen Wein und zuppa inglese. Er ißt gewiß gern zuppa inglese. Siehst du, er hat genickt. Schnell, Ninetta! Ich habe schrecklichen Hunger und er gewiß auch. Er sieht ganz blaß aus. Lauf, liebe Ninetta!“

Und Ninetta, wenn sie auch nicht gerade lief, so ging sie doch, laut aufseufzend, und innerlich murrend und scheltend.

Welch ein Leichtsinn! Hammelkoteletten! Das Stück zu vier Soldi! Er wird sicher zwei essen! Diese Deutschen sollen einen halben Ochsen aufessen können! Und zuppa inglese! Madonna, was fällt ihr ein! Als ob sie nicht wüßte — — und süßen Wein — — sie ist verrückt geworden, rein verrückt! Sie weiß, daß wir nächstens Hungers sterben, und ich soll Hammelkoteletten und süßen Wein kaufen! Und wenn er morgen wiederkommt, was dann? Dann



soll ich wohl wieder Hammelkoteletten, zuppa inglese und süßen Wein kaufen?

Und was dann? Dann muß sie den Signor Carluccio heiraten!!

Als Ninetta ihren Schmerzensgang angetreten, geriet Lala in große Geschäftigkeit. Mit Wilhelms Hilfe wählte sie den Platz aus, wo für das Festmahl der Tisch gedeckt werden sollte, und man entschied sich nach reiflicher Ueberlegung für die Küche. Der Tisch aus dem Salon wurde hinübergetragen und dicht an das offne Fenster gerückt, so daß die kleine Gesellschaft gerade auf den blühenden Kamelienbaum herabsehen konnte. Was die weiteren Vorbereitungen anbetraf, so stießen sie gleich anfangs auf allerlei Hemmnisse, die das Nymphlein in eine allerliebste Ratlosigkeit versetzten; denn es fand sich weder ein Tischtuch, noch was sonst für eine Tafel mit drei Gedecken auch nur einigermaßen erforderlich war. Hilflos standen sie einander gegenüber, sich mit einer Eindringlichkeit in die Augen schauend, als ob sie dadurch erfahren könnten, wo Tischtuch, Servietten, Teller, Messer und Gabeln herzunehmen seien. Plötzlich brach Lala in ein lautes Gelächter aus, in das Wilhelm herzhaft einstimmte; dann schlüpfte das schöne Kind fort, um gleich wieder mit Wilhelms Rosenstrauß zurückzukommen. Sie nahm die Blumen und streute sie auf den Tisch, der dadurch ein überaus heiteres und festliches Ansehen gewann. Nun brachte sie entschlossen herbei, was an brauchbaren Gegenständen vorhanden war; Wilhelm half ihr auf das eifrigste suchen und es gelang ihnen auch wirklich, zwei Teller, ein Glas, einen zerbrochenen Topf, ein Paar Messer und Gabeln und einen Löffel zusammenzubringen, welche Dinge sie auf das zierlichste zwischen den Blumen aufstellten; sie schafften aus dem Salon die drei himmelblauen Sessel herüber, und schließlich kam Lala auf den Einfall, Ninetta in grenzenloses Erstaunen zu versetzen und zum Braten der Koteletten Feuer

anzumachen, ein Unternehmen, für welches selbst Wilhelms Talente nicht ausreichten; denn die Kohlen wollten und wollten nicht brennen. Da alles Fächeln mit der Ventola nichts half, kauerten beide am Herde nieder, bliesen und bliesen, bis sie gänzlich außer Atem waren, der Rauch ihnen in die Augen schlug und ein solcher Qualm entstand, daß sie auf einmal nichts mehr voneinander sahen und sich plötzlich Wange an Wange fühlten.

Aber sogleich fuhren sie in hellem Schreck auseinander, in demselben Augenblick ward heftig an der Klingel gezogen. Wer konnte es sein? Ninetta war es nicht, denn Ninetta hatte den Schlüssel. Da nicht sofort geöffnet wurde, ein zweites, noch ungestümeres Läuten. Wilhelm dachte an das Kostüm der Spanierin, welches längst hätte da sein müssen; er wollte hingehen und öffnen; aber Lala hielt ihn am Arm zurück, und als er sie ansah, erschrak er über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Ihr Gesicht war blaß, ihre Miene starr und düster; sie hatte die Lippen zusammengepreßt und sah aus weit offnen Augen vor sich hin, mit einem Ausdruck, als ob sie etwas Schreckliches erblickte.

Ohne eine Bewegung zu thun, stand sie mit angehaltenem Atem lauschend da.

„Was erschreckt Euch so? Wer ist draußen?"

Sie winkte ihm zu schweigen. Stumm hörten nun beide, wie draußen am Glockenstrang gezerrt und an der Thür gepoltert wurde. Eine kreischende Männerstimme rief:

„Ninetta! He, Ninetta! So öffnet doch! Wo steckt das Hexenweib! Ich werde Euch Ohren machen!"

Wilhelm flüsterte: „Laßt mich öffnen und mit dem Menschen reden; denn es ist doch wohl Euer Signor Carluccio, von dem ich genug gehört, um die größte Lust zu haben, diesen Herrn die Treppe hinabzuwerfen. Vielleicht, daß er bei dieser Gelegenheit den Hals bricht, was mich aufrichtig freuen sollte."

„Bleibt! Seid still! Wenn er Euch hörte!"

„Ich verstehe. Dann würde es nichts mit der Hochzeit, und Ihr möchtet gern Signora Carluccia werden, eine Loge im Apollo haben und in einem eignen Wagen fahren."

Sie gab keine Antwort, sondern sah ihn an, mit einem Blicke, daß es ihn heiß überlief. Wie um sich gegen ihren Blick zu wehren, rief er sich selbst, und das seit dem Morgen bereits zum zwanzigstenmale zu: „Was willst du? Sie ist eine Römerin! Damit ist alles gesagt. Denn diese Römerinnen — —"

In diesem Augenblick trat Lala von ihm fort, ging zur Küche hinaus, zur Thür und sagte mit ruhiger, fester Stimme: „Macht nicht solchen Lärm, Signor Carluccio! Die Ninetta ist nicht zu Hause, und ich mache Euch nicht auf. Geht also Eurer Wege!"

Nun begann der Mensch zu schelten: „Wenn du mich nicht gleich einlässest, ist es aus mit uns."

„Desto besser."

„Mach' auf!"

„Nein!"

„Gewiß ist jemand bei dir!"

„Was geht's Euch an?"

„Mach' auf! Mach' auf!"

„Geht! Ihr betragt Euch wie ein Narr."

Sie kam in die Küche zurück, schloß die Thür und schritt langsam an Wilhelm vorbei zum Fenster.

Eine Weile dauerte das Gepolter und Geschimpfe auf der Treppe noch fort; dann ward es still. Der abgewiesene Freier schien sich entfernt zu haben. Wilhelm, unwillkürlich seine Stimme dämpfend, sagte: „Der Mensch wird im Hause oder unten auf der Straße warten, bis Ninetta kommt, und dann mit ihr hereinkommen. Sollte daher jener Herr irgend welches Recht auf Euch besitzen, so — —"

Lala unterbrach ihn: „Ninetta läßt ihn nicht herein,

denn Ninetta will, daß ich seine Frau werden soll. Aber ich hätte ihn hereinlassen sollen; alsdann wäre die Sache aus gewesen, und ich hätte Ruhe vor ihm gehabt."

„Ihr thatet demnach klug daran, die Thür geschlossen zu lassen," entfuhr es Wilhelm.

Langsam wendete sich Lala nach ihm um.

„Was soll ich thun? Ninetta ist der einzige Mensch, den ich auf der Welt habe, der einzige Mensch, der es gut und treu mit mir meint. Ich bin so einsam! Schon um Ninettas willen müßte ich freundlich gegen jenen Herrn sein, der mir von Herzen zuwider ist. Ihr glaubt nicht, wie sie sich sorgt und quält und um meinetwillen Tag und Nacht keine Ruhe hat. Das muß einmal ein Ende nehmen. Ich bin kein undankbares Geschöpf, ich muß der armen Ninetta ihre viele Not und Sorge um mich vergelten. Seht mich nicht so böse an! Es thäte mir leid, wenn Ihr schlecht von mir dächtet; denn ich weiß, es würde Euch schmerzen. Meinetwegen mag er mit Ninetta kommen und Euch hier finden."

Sie hatte leise und traurig gesprochen, die Augen mit hilflosem Flehen auf ihn gerichtet, wie ein ausgescholtenes, um Verzeihung bittendes Kind vor ihm stehend. Wilhelms Zorn schmolz bei dem weichen Ton ihrer Stimme, unter dem innigen Blick ihrer thränenschweren Augen; kaum, daß er an sich zu halten vermochte. Es blieb ihm gerade noch Besinnung genug, zu bedenken, daß auch er nicht wußte, was dann hätte werden sollen.

Viertes Kapitel.

Ninetta kam zurück, zitternd vor Erregung über die Begegnung mit Signor Carluccio, glühend vor Zorn über die Ausgabe für die Koteletten, die zuppa inglese und den süßen Wein. Laut jammernd sank sie auf einen der himmel-

blauen Sessel. Die ganze Straße sei vor dem Hause zusammengelaufen, so habe Signor Carluccio getobt und geschrieen. Nun sei es aus, nun sei alles aus! Wenn das die selige Mamina und der selige Babbo, der ein Galantuomo und außerdem ein Nobile gewesen, erlebt hätte! Und so ging es weiter. Nun war es ein Schauspiel zum Entzücken, zu sehen, wie Lala versuchte, ihre zeternde, schluchzende, bitterböse Ninetta mit tausend Schmeichelworten, Liebkosungen und Narrenspossen zu besänftigen. Wilhelm vermochte nicht, sich vorzustellen, wie es geschehen konnte, daß dieses reizende Schelmengesicht vor wenigen Augenblicken den Ausdruck einer Meduse gehabt hatte. Und wirklich gelang es der Zauberin, die stürmische Nacht auf Ninettas Gesicht in hellen Tag zu verwandeln, wobei sie nicht eher ruhte, bis Ninetta nicht nur die Koteletten und die zuppa inglese ohne Zorn anblickte, sondern sich auch dem Urheber aller dieser Aufregungen und Bekümmernisse von neuem gnädig gesinnt zeigte.

Nun ward es herrlich! Ganz herrlich war es, wie Ninetta in einem Nu die Kohlen, die vorhin durchaus nicht hatten brennen wollen, in Brand setzte, wie Wilhelm geschäftig den Rost herbeiholte, wie Lala die Koteletten klopfte, zuerst in heiße Butter tauchte, dann mit Pfeffer und Salz bestreute, und wie sie darauf unter der lebhaften Teilnahme aller köstlich braun gebraten wurden. Jetzt mußte der Salat — Latuga! — ausgelesen, gewaschen und mit aller Kunst angemacht, von der Foglietta das Oel abgespritzt und die zuppa inglese feierlich in die Mitte des Tisches gesetzt werden. Nach diesen Vorbereitungen begann das Mahl, welches unter allerlei kleinen, reizenden Schwierigkeiten eingenommen wurde, und es war gerade der Mangel an Tellern, Gläsern und so weiter, der die Sache so unvergleichlich köstlich machte. Denn da Ninetta als Ehrengast behandelt werden mußte, blieb den beiden nichts andres übrig, als

von einem Teller zu essen und aus einem Glase zu trinken, also daß Wilhelm in Ninettas Küche wie ein König zu speisen vermeinte. Und wie Ninetta von den beiden guten jungen Leuten verzogen wurde! Die besten Bissen bekam sie aufgelegt: die fetteste Kotelette und das größte Stück zuppa inglese. Was den vino dolce anbetraf, so half alle jungferliche Sprödigkeit Ninettas nichts gegen diesen feurigen Geist. Und wie man sie zu unterhalten wußte! Der Galantuomo war so scherzhaft, und das Kind, die Lalina, so drollig, daß Ninetta einmal beinahe laut aufgelacht hätte.

Erst nachdem die letzte Mandarine verspeist war, dachte Wilhelm ans Fortgehen. Es gab einen langen Abschied, bei dem Lala schlecht fortkam; denn Ninetta wurde von dem übermütigen Wilhelm zärtlichst in die Arme geschlossen, während Lala mit einem Händedruck und einem Blick vorlieb nehmen mußte. Man stellte fest, daß Wilhelm die beiden Schlag fünf Uhr — Ninetta sagte in echt römischer Weise: um die dreiundzwanzigste Stunde — in der Via Vittoria abholen, und daß auch Ninetta einen Domino tragen und eine Maske vorbinden sollte. Wilhelm wollte für beides besorgt sein. Endlich trennte man sich.

Wilhelm begab sich in sein Villino Pinelli, welches vor Porta del Popolo auf einem Hügel inmitten weiter, verwilderter Gärten lag, und dessen einziges Gemach Atelier und Wohnung zugleich war. Aber auch der Anblick seiner vier Wände, deren hauptsächlichste Ausstattung in Skizzen und Entwürfen zu großen historischen Gemälden bestand, war nicht im stande, ihn seiner verzückten Stimmung zu entreißen. Es gelang ihm nur mit Mühe, sich so weit zu ernüchtern, daß er sich vornahm, über die Gefahr, darin sein Herz sich augenscheinlich befand, ernsthaft nachzudenken. Diesen Entschluß sogleich und mit möglichster Gründlichkeit auszuführen, rückte er einen Stuhl vor sein, seit langem vollendetes, ihm wohlgelungenes, aber wie es schien, unver-

käufliches Bild: „Kleopatra in Rom", und in Betrachtung dieses Werkes sich verlierend, redete er sich immer tiefer in Zweifel, Mißmut und Verzagtheit hinein. So, auf allerlei Umwegen, kam er auf seine Herzensangelegenheit.

Da bist du schon wieder einmal verliebt. Und dieses Mal scheint die Krankheit dich ernstlich ergriffen zu haben. Was fängst du nun an? Ein Klimawechsel pflegt bei dergleichen heftigen Anfällen des römischen Fiebers das beste Heilmittel zu sein. Aber das Fortlaufen ist feige! Männlicher wäre es, zu bleiben und das Uebel zu besiegen; du wirst gewiß damit fertig werden.

Doch gesetzt den Fall, es gelänge dir nicht, wie könntest du dich dann auf anständige Weise aus der Sache ziehen? Das Mädchen ist reizend, und was sehr schlimm ist, du gefällst ihr. Und wenn sie dich heute noch nicht liebt, so wird sie dich morgen lieben. Und was noch schlimmer ist, sie ist wie ein Kind, wie ein hilfloses Kind, das dir vertraut und das dich dauert. Das ist das Schlimmste! Gestehe nur, daß ihr kindliches Vertrauen zu dir, dein Mitleid mit ihr bei der ganzen Sache das Schlimmste ist. Wenn sie anders geartet wäre, nicht ein so armes, einsames, allerliebstes Ding, sondern eine Römerin gewöhnlichen Schlages, so würde die Sache lange nicht so bedenklich sein. Uebrigens scheint sie wirklich noch nicht entschlossen zu sein, jenen niederträchtigen Kerl von Carluccio zu nehmen, trotz der Loge im Apollo, trotz des Wagens, trotz des Villino in Frascati, der seidenen Kleider und der Schmucksachen. — Alle diese Herrlichkeiten würde sie vielleicht ausschlagen, wenn sie — keine Römerin wäre. Aber da sie nun einmal Römerin ist, denkt sie im Grunde ihres Herzens gewiß nicht daran, den reichen Freier deshalb etwa nicht zu nehmen, weil sie ihn nicht liebt. Die gute Ninetta hat ganz recht, was hat das mit der Sache zu thun? — Bei einer Römerin! Es ist doch eine verständige Frau, die gute Ninetta. Und Ninetta behält

recht. Sie nimmt schließlich den Signor Carluccio ohne Liebe, denn sie heiratet gar nicht den Signor Carluccio, sondern sie heiratet die Theaterloge, den Wagen, den Villino, die seidenen Kleider und den Schmuck; thäte sie das nicht, so würde meine ganze Theorie von den römischen Mädchen über den Haufen geworfen werden. Aber ich kann ruhig sein, ich kann mich auf ihre Rasse verlassen. Außerdem ist die verständige Ninetta da. Wenn Lala auch wirklich Lust haben sollte, unrömisch zu sein, so wird Ninetta dafür sorgen, daß sie ihrer Natur getreu bleibt und keine Ausnahme von der Regel macht. Schon im nächsten Monat fährt sie auf dem Pincio stolz an mir vorüber.

Es wäre schade; schade wäre es um sie.

Aber wenn ich mich doch in ihr irren sollte — —

Was dann?

Er sprang auf, ging mit großen Schritten durch das Zimmer und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Ich sag' es ja: ernstlich krank bin ich. Was soll daraus werden? Ich kann sie doch nicht heiraten. Ein Deutscher eine Römerin, ein Künstler, der seine Kunst nicht nach Brot gehen lassen will, eine solche kleine, lebensvolle, lebenslustige Nymphe! Wenn andre einen solchen Schritt thaten, wie konnte ich mich dann über die andern wundern, wie über sie schimpfen. Welche Dummheit! Welcher Unsinn! Wenn ein deutscher Künstler eine Römerin zur Frau nahm, was ist daraus geworden? Unheil, nichts als Unheil! Nein, ich bedanke mich vor einem solchen Experiment. Ich bin überhaupt nicht der Mann zum Heiraten; ich kenne meine Natur. Es ist meine Pflicht, unverheiratet zu bleiben; meine Pflicht nicht nur gegen mich selbst, sondern gegen meine Kunst, und vor allem gegen das Mädchen, das mich liebt, das mir vertraut, das als meine Frau unglücklich werden würde. Ich kenne mich zu genau. Aber sie ist reizend; es ist nicht zu sagen, wie reizend sie ist!

Er blieb stehen, schloß die Augen und dachte an sie. Da war's ihm, als sähe er die zarte, feine Gestalt durch das Zimmer schweben, als hörte er ihr helles Kinderlachen!

Sie ist geschaffen, glücklich zu sein! Und vor allem ist sie geschaffen, in Heiterkeit und Freude zu leben. Ich verdenke es ihr gar nicht, wenn sie schließlich doch den Signor Carluccio zum Manne nimmt. Es ist Ninettas Pflicht, einen reichen Mann für ihren Liebling zu suchen. Das ganze Jahr über Karneval, das ganze Jahr über Musik, Blumen, fröhliche Menschen und was sonst zu einem Sonnenleben gehört, so verlangt es ihre Natur; um ihrer Natur gemäß leben zu können, muß sie den Signor Carluccio eben in den Kauf nehmen. Es fällt mir nicht ein, sie darum zu schelten. . . .

Er setzte sich wieder und schaute starr auf sein Bild.

Selbst wenn ich das Experiment machen und die Dummheit begehen wollte — — ja, wäre ich ein Genremaler oder ein Landschafter oder ein Zimmeranstreicher, dann ging's noch. Aber solch ein Historienmaler! Und dann eine Frau wie Lala! Es ist eine Unmöglichkeit, da heißt es Vernunft annehmen. Vernunft, ein widerwärtiges Wort! Und wenn nun alle guten Vorsätze nichts helfen sollten — — ich muß wahrhaftig fort, nach Terracina oder an irgend einen andern Ort, wo eine recht kräftige Malaria ist. Es bleibt dabei, ich gehe fort. Wann will ich reisen? Am liebsten gleich heute. Das ist nicht möglich. Also dann morgen. Morgen will ich meinetwegen darüber nachdenken; jetzt bin ich müde, meine Glieder sind wie zerschlagen. Ist das ein verrückter Zustand! . . .

Er warf sich auf eine Art von Diwan, der für die Nacht sein Bett bildete, und wälzte sich eine Weile ruhelos umher, seufzte, murmelte, verfiel in einen Schlaf, schwer wie eine Betäubung, ermunterte sich endlich gewaltsam und fuhr in die Höhe.

Es mußte höchste Zeit sein, zu ihr zu gehen; er hatte sich doch nicht verschlafen?

Es war indessen noch ziemlich früh; dennoch beeilte er sich, fortzukommen, nachdem er noch einen letzten langen Blick auf sein Bild geworfen hatte.

In der Via Flaminia schwärmten bereits die Masken in hellen Haufen; aus allen Weinschenken, vor deren Thüre ein frischer Lorbeerzweig aufgesteckt war, drang das Getöse von Pfeife, Dudelsack und Tamburin; in den Höfen und unter den hastig aufgezimmerten, mit grünen Zweigen gedeckten Lauben drängten sich die trinkenden und schmausenden Gäste, schwangen sich die tanzenden Paare.

Einen Tag wollte Wilhelm noch zugeben; er mußte doch mit Lala zusammen vor dem Thor gewesen sein, einmal mit ihr vor dem Thore getanzt haben! Bei Ponte Molle, hart am Ufer, wußte er einen heimlichen Platz, wo er beim Rauschen und Raunen der Tiberwogen und einer schilfumflochtenen Fogliette schon manchmal die ganze Welt vergessen hatte. Dann fiel ihm ein, daß er noch einen Domino und eine Maske für Ninetta besorgen sollte, und daß durch die Verschwendung der letzten Tage seine Barschaft beinahe erschöpft war. Einen schweren Seufzer unterdrückend, begab sich Wilhelm zu einem Kunsthändler in der Via Condotti, der den jungen, talentvollen Maler schon manchmal bei sich gesehen und ihn auch heute mit einem bedeutungsvollen Lächeln empfing.

„Ich brauche Geld.“ Und Wilhelm nannte die Summe.

„Das ist viel.“

„Beinahe so viel, wie Ihr mir für mein Bild geboten habt.“

„Ihr wolltet es mir dafür nicht geben.“

„Nein; fast, daß ich Euch aus meinem Atelier geworfen hätte, denn es war eine Frechheit von Euch, mir für mein Gemälde einen solchen Preis zu bieten.“

„Was wollt Ihr? Wer kauft heutzutage ein solches Bild? Ich habe es Euch gleich gesagt. Aber Ihr wolltet nicht auf mich hören. So seid ihr jungen Leute."

„Ich wiederhole Euch, es war ein schandvolles Gebot."

„Ereifert Euch nicht von neuem; die Sache ist abgethan."

„Meinetwegen mögt Ihr — —"

Er stockte, er brachte es nicht über die Lippen. Der Kunsthändler erfaßte jetzt schon die Situation.

„Vielleicht habt Ihr Aussicht, das Bild zu verkaufen?"

„Nein. Wollt Ihr es oder wollt Ihr es nicht?"

„Ich kann Euch keinen höheren Preis zahlen."

„Es ist eine Schandsumme," murmelte Wilhelm und wurde blaß.

„Sagtet Ihr etwas?"

„Gebt mir das Geld. Morgen könnt Ihr das Bild holen."

„Ich kann Euch heute nur eine Anzahlung machen."

„Das ist mir gleich. Nur beeilt Euch, denn ich habe keine Zeit."

Nun ist es aus, dachte Wilhelm, seinen teuer erkauften Reichtum in der Tasche fühlend und mit heftigen Schritten der Piazza di Spagna zugehend. Nun ist es aus, nun bin ich ein freier Mann, nun kann ich Rom jede Stunde verlassen und der Circe entrinnen. Noch einige Tage des Glückes, und ich mache mich davon; und wenn ich wiederkomme, ist sie Frau Carluccio; dann ist's vorbei, dann bin auch ich fertig mit der Sache. . . .

Er besorgte die Maskerade für Ninetta und trat darauf den Weg in die Via Vittoria an, darin er sich bereits vollkommen heimisch fühlte. Die dunkle Stiege hinaufstürmend, stellte er sich vor, wie berückend sie als goldgelbe Spanierin sein würde, und war etwas enttäuscht, als sie ihm in ihrer dürftigen Mummerei von gestern entgegentrat. Doch war sie auch heute darin nicht weniger reizend, ja sie erschien

dem Verliebten in dem armseligen Kostüm noch schöner, als er sie im Gedächtnis hatte. Sie war bleich, ihre dunkeln Augen schimmerten in einem feuchten Glanze, ein ernsthaft sinnender Zug lag um ihren Kindermund, und ihre Stimme klang, als ob sie ein Schluchzen erstickte. Sie bat ihn, ihr nicht böse zu sein.

„Warum sollte ich böse sein?“

„Weil ich das prächtige Kleid, das Ihr mir schicken ließet, nicht angenommen habe.“

„Weshalb nahmt Ihr es nicht?“

„Weshalb — — Ninetta meinte: Ihr schämt Euch gewiß, wenn ich in diesem Kleide mit Euch auf den Korso ginge. Da mußte ich sie doch noch eines Bessern belehren — um Euretwillen. Nicht wahr, Ihr zürnt mir nicht?“

„Nein, nein! Verzeiht mir, Ihr habt ganz recht gethan, das Kleid zurückzuschicken. Es war sehr thöricht von mir, sehr ungeschickt. Ninetta hatte recht, so hart von mir zu denken.“

Sie lächelte über seinen Eifer, sich anzuklagen, wurde gleich wieder heiter und band der von neuem verdrießlich dreinschauenden Ninetta den rosa Domino um und die himmelblaue Halbmaske vor, klatschte über die Pracht ihrer Getreuen in die Hände, bestaunte sie von allen Seiten und that so entzückt, daß sich Ninetta ob ihres Glanzes ganz beschämt fühlte.

Dann war es wiederum herrlich! Die Straßen voller Sonnenschein, Frühlingsluft, Menschengewühl und Festesfreude; auf dem Korso eine bunte, lebendige Flut, schwerfällig über der gestreuten goldigen Puzzolanerde sich hinbewegend; endlose Wagen- und Maskenzüge; aus allen Fenstern, von allen Balkonen Teppiche und altertümliche Gewebe niederhängend, über die schöne Frauengesichter sich neigten; Pyramiden von Blumen, an hohen Stangen über den Köpfen der Menge schwebend, Massen von Confetti,

Hügel von Sträußen; Geschrei, Gelächter, Jubel, allgemeiner Frohsinn.

Der Altan, den Wilhelm gemietet hatte, lag San Carlo gegenüber und gewährte gerade Raum für drei, die noch dazu eng zusammenrücken mußten. Ninetta wollte durchaus die Mitte einnehmen, und nur durch eine Kriegslist gelang es Wilhelm, sich den Platz neben der Geliebten zu erobern, die er mit einem Bollwerk von Blumen umgab, und vor der er einen Turm von Confetti aufschüttete. Jetzt begann das Bombardement, wobei Lala Wunder von Tapferkeit verrichtete und bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Unter ihrem Altan bildete sich ein Knäuel von Kämpfenden, hinauf und hinab flogen die Geschosse, im Eifer des Gefechtes sprang Lala auf und warf mit sicherer Hand ihre kleinen Sträuße von blassen Feldblumen und unglaubliche Mengen von Confetti aus ihrer zierlichen Schleuder auf die Angreifer hinab, daß dichtes, weißes Staubgewölk den Kampfplatz umwallte.

Ebenso als echte Römerin zeigte sie sich nach Schluß dieses kindlichen Vergnügens. Der Kanonenschuß erdröhnte, die Wagen mußten den Korso räumen, das Volk drängte zur Seite, Soldaten zogen auf und bildeten Spalier, voller Ungeduld erwartete man das Loslassen der Pferde auf der Piazza del Popolo.

Lala befand sich in leidenschaftlicher Erregung; sie riß die Maske ab, sie beugte sich weit vor. — — Die Pferde kamen angerast; die Menge pfiff, johlte, heulte; Lala klatschte in die Hände, stieß einen Ruf des Entzückens aus, verfolgte das Schauspiel mit leuchtenden Augen, hatte die ganze Welt um sich vergessen.

Wilhelm beobachtete sie, war verliebter als je, sagte sich aber: Dieselbe Freude würde sie haben, wenn statt der Pferde wie früher die Juden laufen müßten; oder wenn sie im Kolosseum säße und in der Arena Gladiatoren

kämpfen sähe; es könnten auch wilde Tiere sein, Bestien, die auf Menschen gehetzt werden. Es ist merkwürdig, ganz merkwürdig, wie diese Frauen ihre Art bewahren! Du und sie; es ist unmöglich! Verliebt sein — ja, heiraten — niemals! Du kannst aber wahrhaftig ruhig sein; sie nimmt dich gar nicht, sie heiratet den Signor Carluccio. Denn wenn in einer modernen Römerin altrömische Rasse steckt, so steckt sie in dieser kleinen, allerliebsten Person, die dich ganz und gar gefangen hat. Aber sie soll dich doch wieder loslassen. . . .

Dann dunkelte es und sie verließen ihren Sitz. Lala that die Maske wieder vor, hing sich vertraulich an Wilhelms Arm und ließ sich von ihm in eine ziemlich entfernt liegende, volkstümliche Trattoria führen, woselbst die drei ein äußerst vergnügtes Nachtmahl einnahmen.

Als Wilhelm aufstand, um einen süßen Nachtisch zu besorgen, begann Ninetta eifrig in ihre Gebieterin hineinzuflüstern: „Nun gehen wir nach Hause."

„Nein, jetzt gehen wir zur Piazza Navona, und er tanzt mit mir."

„Was fällt dir ein! Kind, Kind, ich glaube gar, du bist ihm gut?"

„Von ganzem Herzen."

„Das ist ein Jammer!"

„Warum?"

„Das fragst du noch?" rief Ninetta in heftiger Entrüstung. „Als ob er dich heiraten könnte? Solch ein Tedesco! Und obendrein ist er ein Künstler. So einer, zu dem die Modelle kommen. Wenn er noch Geld hätte und ein Christ wäre."

„Das ist ja ganz gleich!"

„Himmel, was redet das Kind? So nimm doch Vernunft an. Willst du denn mit Gewalt in die Hölle kommen? Und möchtest du dein ganzes Leben so arm-

selig weiterführen? Wir werden so wie so bald beide verhungern."

„Ach, Ninetta — —"

„Und hungern thut weh. Wenn das deine Eltern erlebt hätten; dein Vater, der ein Nobile war, und deine Mutter, die alle Abende in der Passeggiata di Ripetta in ihrem schönen Salotto empfing. Was soll daraus werden, wenn du dir diesen Inglese in den Kopf setzest? Solch ein Elend, solch ein Unglück! Ich will eine Wallfahrt nach der Casa santa thun, ich will der Madonna von San Agostino ein silbernes Herz opfern, wenn sie dir den Signor Carluccio zum Manne gibt, den guten Signor Carluccio, den reichen Signor Carluccio. Das sage ich dir: Heute noch muß die Sache mit dem Barbarossa ein Ende nehmen und morgen rede ich mit dem Signor Carluccio."

„Noch nicht morgen. Bitte, bitte, morgen noch nicht."

Sie faltete wie in Todesangst die Hände. Ninetta murmelte: „Wann sonst?"

„Ich weiß es nicht; ach, Ninetta, ich weiß es nicht. Aber ich verspreche dir . . ."

Sie stockte.

„Was versprichst du mir?"

„Sei still! Da kommt er."

Wilhelm brachte einen Teller mit Ciambelli, die Lalas Lieblingsgebäck waren; sie aß indessen nur ein Stück von den Kuchen, die von Ninetta in ihr Taschentuch gewickelt und eingesteckt wurden. Dann brachen sie auf.

„Wohin gehen wir nun?"

„Nach Piazza Navona," erwiderte Lala schnell, Ninetta einen flehenden Blick zuwerfend.

Diese stieß einen tiefen Seufzer aus, setzte indessen dem Vorschlag ihres Fräuleins keinen Widerstand entgegen, und alle drei begaben sich zum Cirkus Agonale, der in einen ungeheuren Festsaal umgewandelt worden war. Ein Wall von

frischem Gezweig umgab den herrlichen Platz, unendliche Gewinde zogen sich in ziemlicher Höhe hinüber und herüber, ein ganzer Himmel großer, farbiger Sterne erstrahlte, die Wasserfälle des Brunnens erglühten in griechischem Feuer, vor den hell erleuchteten Buden wurden die merkwürdigsten Herrlichkeiten von Riesen und Zwergen zum glücklichen Gewinste ausgeschrieen, in dämmerigen Lauben ward gespeist und gezecht, von allen Seiten ertönte Musik, von allen Seiten strömte das Volk herbei, es war ein Jubel ohne Ende.

Für die beiden Glücklichen ging die Zeit im Fluge dahin; sie blieben bis lange nach Mitternacht, bis der weite Platz sich beinahe geleert hatte, bis die Lichter dem Erlöschen nahe waren, bis die todmüde Ninetta drohte, ein lautes Geschrei zu erheben, wenn sie nicht augenblicklich nach Hause geführt würde.

„Gute Nacht."

„Auf Wiedersehen — morgen."

„Morgen."

Fünftes Kapitel.

„Auf Wiedersehen — morgen!"

Abend für Abend nahmen sie einen solchen Abschied voneinander, um am nächsten Tage sich wiederzusehen. Jeden Morgen faßte Wilhelm den festen Vorsatz und unumstößlichen Entschluß: Heute gehst du, heute mußt du gehen! Und jeden Abend sagte er ihr: „Auf Wiedersehen — morgen." Er besaß keinen freien Willen mehr, mit gelähmten Lebensgeistern ließ er die Dinge ihren Lauf nehmen, ließ er die Leidenschaft zu der reizenden Römerin wie eine Welle über sich zusammenschlagen, es bald gar nicht mehr anders wünschend, als in dieser schönen Sturmflut Schiffbruch zu leiden.

Sein Bild, von dem er so vieles erhofft hatte, diese große Arbeit von Jahren, dieser magische Schlüssel, welcher ihm das Thor öffnen sollte, dahinter ein weites Reich des herrlichsten Schaffens war, dieses Bild war für einen Spottpreis an einen Spekulanten verschleudert worden. Es kamen Augenblicke, wo er gegen sich raste, sich verachtete. Befand er sich, wenn solche Stimmungen ihn überkamen, gerade zu Hause, so saß er und starrte stundenlang auf den leeren Platz. Wohl wollte er sich aufraffen, sich herausreißen, etwas Neues beginnen. Meinte er dann, einen Anfang machen zu können, so erwies es sich, daß er unfähig war, aus einem seiner vielen Entwürfe, denen allen ein großer Zug zu eigen war, etwas Ganzes zu gestalten.

Meistens hielt er es nicht lange zwischen seinen vier Wänden aus, gegen deren Oede Ninettas Küche ihn ein Elysium dünkte. Er machte, daß er fortkam, trieb sich auf den Straßen, in den Cafés und Weinschenken umher, ängstlich vermeidend, mit seinen Bekannten — Freunde besaß er in Rom nicht — zusammenzutreffen, voller Furcht, man möchte ihn über den Verkauf seines Bildes befragen, und nur glücklich, sobald es Zeit war, in die Via Vittoria zu gehen. Unterwegs kaufte er ein: Blumen, Früchte, Süßigkeiten, nach Ninettas Meinung lauter unnütze Dinge, deren Anblick die würdige Dame jedesmal in große Aufregung versetzte, denn sie konnte nicht unterlassen, im Schweiße ihres Angesichts mühselig zusammenzurechnen, wieviel das teure Zeug gekostet und was sie für das Geld an guten und nützlichen Sachen alles hätte einkaufen können. Wenn er wenigstens Hammelkoteletten oder ein Stück Kalbfleisch oder ein Huhn mitgebracht hätte, etwas Nahrhaftes, wovon ein Mensch satt werden konnte. So mußte sie selbst jeden Vormittag die Einkäufe für die Colazione machen, was sie jedesmal unter herzbrechendem Seufzen that. Denn die zwanzig Lire Barvermögen waren längst aufgebraucht, der Galantuomo



hatte bei aller Verliebtheit einen gesegneten Appetit und schien im übrigen keine Ahnung zu haben, daß Hammelkoteletten, Kalbfleisch und Hühner etwas kosteten. So half es der armen Ninetta nichts; wollte sie dem Barbarossa nicht die Not des Hauses verraten und dem täglichen Gast ihrer Herrin mittags etwas zu essen vorsetzen, so mußte sie morgens in aller heiligen Frühe den weiten Weg ins Leihhaus antreten und in dieses fromme Haus hineintragen, was sich nur irgend hineintragen ließ; sie konnte bereits den Tag bestimmen, an dem sie jenen Weg zum letztenmal antreten würde. Und was dann? Was dann, wenn ihr Fräulein nach jenem allerletzten Gange darauf bestehen sollte, verdreht zu bleiben, den Barbarossa nicht laufen zu lassen und den Signor Carluccio nicht zum Manne zu nehmen?

Sie, Ninetta, that ihre Pflicht. Sie redete und mahnte, schalt und bat, seufzte und stöhnte mehr, als ein ganzer Chorus von Ehrendamen fertig bekommen hätte. Aber ihr Fräulein war so halsstarrig, so unvernünftig! Und was sie alles versuchte, um Ninetta auf andre Gedanken zu bringen; welche Listen und Künste sie anwendete, um ihre Getreue vom Wege der Pflicht fort zu bekommen? Da konnte sie schmeicheln und streicheln, liebkosen und Narrenspossen treiben, betteln und schluchzen, daß Ninetta fühlte, wie sich ihr das Herz im Leibe umdrehte. „Ach, Ninetta, liebe, süße, goldne Ninetta, wie kannst du nur, o wie kannst du nur? Nur noch einen einzigen Tag, Ninuccia, nur noch morgen! Bitte, bitte, o du herzige Nini! Er darf wiederkommen, ich darf ihn lieb haben, wir dürfen glücklich sein!“ Dann lachte sie, jubelte und jauchzte, tanzte mit ihrer Ninetta durchs Zimmer, bis diese ächzend um Erbarmen schrie, küßte ihre Ninuccia, bis sie atemlos war, erdrückte ihre Nini fast mit Umarmungen. Wenn sich indessen trotz alledem, was das Liebhaben und das Glücklichsein anbetraf, Ninetta unerbittlich zeigte, so setzte auch Lala ihren hübschesten Trotzkopf auf, wurde still

und stumm und blieb still und stumm, machte ein Gesichtchen, zum Entsetzen starr und streng, ward bleich und bleicher, benahm sich dermaßen absonderlich, hatte ein so seltsames Wesen, daß die Alte Angst bekam, alle Heiligen zu ihrer Hilfe herbeirief, die inbrünstigsten Gelübde that, sich schließlich aufs Bitten und Betteln verlegte und, wenn alles erfolglos blieb, laut heulte und jammerte, sich mit tausend Eiden verschwörend, nie mehr ein Wort zu sagen, es sollte alles so sein und so werden, wie ihre liebe Lala es wollte, sie sollte doch nur um Gottes willen wieder ihre alte kindische, thörichte, liebe, süße Lalina sein.

Bei all diesen häuslichen Ereignissen hatte Ninetta es nicht unterlassen, in aller Heimlichkeit Nachforschungen anzustellen, ob der Inglese (welcher Name ihr sowie auch ihrem Fräulein vollständig gleichbedeutend mit Tedesco war), ob der Barbarossa vielleicht doch ein Christ und ein reicher Mann sei? Was sie indessen in dieser Hinsicht über den Galantuomo zu hören bekam, veranlaßte sie zu neuen Jammerausbrüchen: „Es ist ganz gewiß wahr! Nämlich, daß seine Seele niemals aus dem Fegfeuer herauskommt. Ja, wenn du ihn bekehren könntest, und wenn er Geld hätte! Du solltest nach San Carlo gehen und beichten, weil es doch eine schreckliche Sünde ist, einen Ketzer im Herzen zu tragen. Die Madonna bitte für dich! Kind Kind, gehe nach San Carlo und beichte.“

Aber das wollte Lala nicht. Ernsthaft verwies sie Ninetta ihr ungestümes Drängen; das sei ihre Sache, davon brauchte sie keinem Priester zu sagen; die Madonna wüßte es, und damit sei es genug. Sie hatte sich in den letzten Tagen sehr verändert; tiefsinnig ging sie umher, oder sie saß, die Hände im Schoß, in der Küche am Fenster, starrte in den Hof hinab, murmelnd und oft tief aufseufzend und so traurig aussehend, daß ihr Anblick ihrer Pflegerin ins Herz schnitt und sie schließlich einen wahren Haß auf den

Galantuomo bekam, der solches Unheil über ihren Liebling gebracht hatte.

Wilhelm dagegen sah Lala nur mit lächelndem Gesicht, in seiner Gegenwart war ihr ganzes Wesen eitel Sonnenschein, Frohsinn und Lebenslust; noch immer nicht war es zwischen ihnen zu einer Erklärung gekommen, nicht einmal zu einem zärtlichen Worte. Aber wenn Wilhelm in der Via Vittoria war und Lala in Ninettas Küche ihm gegenüber saß, konnte er sich wiederholt auf dem Gedanken ertappen: Ich glaube, Mensch, du bist wahrhaftig von Sinnen! Warum springst du jetzt nicht auf, warum nimmst du das holde Geschöpf nicht in deine Arme, warum gestehst du ihr nicht, daß du sie liebst? Was kümmert es dich, was daraus werden soll? Mag daraus werden, was will! Was kümmern dich die Rassenunterschiede, die vielen schlechten Beispiele solcher Ehen, und daß es auch bei euch beiden ein Experiment sein würde! Was kümmert es dich und sie, daß ihr arm sein würdet?! Als ob nicht auch sie dich liebte, als ob sie nicht das holdeste, liebste, herzigste Kind wäre. Und schließlich — was wäre es denn so Furchtbares, wenn ihr einmal hungrig zu Bett gehen müßtet? Du bist ein Philister, ein echter schwerfälliger, dickblütiger Deutscher! Ist es denkbar — du wirst von diesem entzückenden Geschöpf geliebt und bist nicht im siebenten Himmel, bist nicht längst ihr Verlobter, um baldigst ihr Mann zu werden, sondern grübelst und grübelst, willst fliehen, feige desertieren, willst so schändlich sein, dieses Götterkind einem Signor Carluccio zu überlassen? Pfui, schäme dich!

Trotzdem blieb er stumm. Nicht um seinetwillen! Er war wirklich ein grundehrlicher Mensch, und es schien ihm, als spräche er mit dem entscheidenden Worte das Verderben der Geliebten aus, deren innerste Natur ein ganz andres Dasein verlangte, als er es seinem Weibe zu bieten vermochte.

So geschah es, daß er aus dem Zustand des Zweifelns

und Schwankens nicht herauskam und, um sich gewaltsam zu betäuben, sich mit der Geliebten in das Bacchanal des Karnevals stürzte, das ganz Rom in einen Taumel versetzte.

Jeden Nachmittag fuhr Lala an der Seite Ninettas im Wagen: dem besten, den Wilhelm auf der Piazza di Spagna auftreiben konnte. In einem Wagen Korso Fahren, war fast so schön und unirdisch wie Tanzen. Aber die junge Römerin verriet ihr Entzücken nicht. Mit dem Anstand einer Fürstin ruhte sie in ihrem dürftigen Kostüm neben der steif dasitzenden, rosarot drapierten Ninetta in den Kissen, ließ vornehm die lange Reihe der Karossen an sich vorbeidefilieren und streifte, unter ihrer Maske hervor, gleichgültigen Blickes die Damen der großen und kleinen römischen Welt. Stand indessen Blumenwerfen auf dem Programm des Tages, so gab sie ihre ganze Grandezza ohne weiteres auf, sich mit einer Leidenschaft an dem hübschen, kindlichen Spiele beteiligend, als hinge ihr Seelenheil davon ab.

An was für verschiedenen Orten die beiden miteinander tanzten! Sie tanzten zusammen vor Porta del Popolo unter dem Volke, auf der spanischen Treppe unter den Modellen, auf Piazza Navona, im Politeama, in der Alhambra und auf der großen, prächtigen Veglione, die das Teatro Costanzi veranstaltete.

Es war an dem Abend, wo Wilhelm die beiden Frauen zur spanischen Treppe führte, damit sie den Saltarello von den Modellen getanzt sähen. Ninetta erfuhr nicht eher das Ziel ihres Ausganges, als bis sie dort angelangt waren, und bezeigte bei dem Anblick der vielen schönen Frauengestalten in den Trachten der Sabiner- und Volskerberge auf das kräftigste ihre tugendhafte Entrüstung, ein Ausbruch, der Wilhelm in die heiterste Stimmung versetzte.

„Aber sagt mir, liebe Ninetta, weshalb findet Ihr diese guten Mädchen und Frauen so tief unter Eurer Würde?"

Ninetta sah den Galantuomo, der an eine ehrliche Frau

eine solche Frage richten konnte, mit einem starren Blicke an und versetzte mit dem Ausdruck höchster Verachtung in Blick und Ton: „Was wollt Ihr, Signor? Es sind Modelle!" Das war alles, was Wilhelm als den Grund der Empörung der würdigen Matrone über das bunte, leichtlebige Völkchen von der spanischen Treppe erfahren konnte. Wie gesagt, Ninettas moralischer Zorn belustigte ihn höchlichst; aber etwas gedankenvoll machte es ihn, als er zu bemerken glaubte, daß Lala die volkstümliche Ansicht ihrer alten Freundin zu teilen schien, sich in scheuer Entfernung von den braunen hübschen Kindern hielt, sie voller Mißtrauen beobachtete und sich erst auf Wilhelms inständiges Bitten herbeiließ, mit ihm auf derselben Terrasse wie jene zu den Klängen des Tamburins und des Dudelsackes den anmutigen Nationaltanz des römischen Landvolkes zu versuchen. Auf dem Heimwege benutzte er eine Gelegenheit, die Geliebte zu fragen: „Glaubt Ihr auch, daß die Mädchen und Frauen, die Ihr droben tanzen saht, schlechte Geschöpfe sind?"

Ernsthaft erwiderte Lala: „Wie können sie gute Geschöpfe sein?"

„Wie — —"

„Ninetta sagt, sie kämen nur deshalb nach Rom, um hier zu den Künstlern zu gehen, die dann nach ihnen ihre Bilder malen und ihre Figuren meißeln. Ist das wahr?"

„Das ist wahr. Aber warum können sie deshalb nicht wackere Mädchen sein?"

„Das weiß ich nicht. Aber Ninetta sagt, daß sie es nicht wären, und spricht nur mit Verachtung von ihnen."

Da geschah es, daß Wilhelm über seine kleine, angebetete, reizende Lala beinahe zornig ward.

„Ihr seid ein rechtes Kind, daß Ihr Eurer guten, aber herzlich dummen Ninetta solchen Unsinn nachredet. Ich sage Euch, Fräulein, von den Damen, die Ihr anstaunt und beneidet, wenn sie in ihren Equipagen an Euch vorüberfahren,

sind viele nicht wert, jenen verachteten Mädchen die Riemen ihrer Sandalen zu lösen."

Mit Thränen in den Augen blieb Lala dabei: „Aber man verachtet sie eben doch."

Als sie mit Ninetta allein war, klagte sie mit von Schluchzen erstickter Stimme: „Er war so böse mit mir, nannte mich Fräulein und verbeugte sich, als er fortging. Das hat er selbst am allerersten Abend nicht gethan. Was kann ich dafür, daß es schlechte Geschöpfe sind? Ich habe ihnen nicht geheißen, nach Rom zu kommen und zu diesen Inglesi und Tedeschi zu gehen. Nein, sage mir nichts, Ninetta! Ich bin zu sehr betrübt. Ist es denn wirklich wahr, daß sie — ach, Ninetta, daß sie — —"

Sie erglühte über und über und flüsterte Ninetta das Schreckliche zu. Diese beteuerte: „Freilich ist es wahr. Einen Inglese kannt' ich, der hat aus Marmor ein Frauenzimmer gemacht, die nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe trug. Ich habe es selbst gesehen und habe mich geschämt, daß ich's nicht sagen kann. Ich kannte das schlechte Weib. Es war freilich eine Ciocciarin."

Lala schluchzte: „Wie kann er dann sagen, daß es keine schlechten Geschöpfe sind, und wie konnte er mich dann Fräulein nennen und mir eine Verbeugung machen!"

Diese Nacht weinte sich die arme kleine Lala in Schlaf.

Sechstes Kapitel.

Es kam der letzte Tag des Karnevals; schon am frühen Nachmittag war auf dem Korso vor Gedränge nicht mehr durchzukommen. Noch einmal Maskenzüge, Blumenwerfen, Pferderennen, zum Schluß das reizende Feuerspiel der Moccoli.

Lala hatte Wilhelm gebeten, dieser höchsten Karnevalsfreude sie nicht vom Fenster aus zusehen zu lassen, sondern mit ihr auf dem Korso zu gehen, im Strom der Fußgänger. Als es dunkelte, hatte ein jedes von ihnen sein Wachslicht in der Hand, bereit, dasselbe auf das erste Zeichen anzuzünden und sodann die Flamme mit allem Aufwand von List und Geschicklichkeit vor den Lippen des andern zu verteidigen. Trotz ihres Sträubens mußte auch Ninetta ein Kerzchen nehmen. Die Seele der Guten und Getreuen erfüllte die dumpfe Ahnung kommenden Unheils; hatte sie doch nicht allein des flackernden Lichtes zu achten, sondern sie sollte auch das in Liebe erglühende junge Paar voreinander behüten; zwei Dinge, von denen das eine allein schon eine große Anstrengung war. So nahm sich Ninetta denn vor, ihre Flamme beim allerersten Angriff auslöschen zu lassen, um alle Schärfe ihres Geistes ihren andern Obliegenheiten zuwenden zu können.

Plötzlich sprangen die ersten Funken auf; mit Blitzesschnelle griff das Leuchten um sich; von den Fenstern der höchsten Stockwerke bis zur Straße hernieder, den ganzen Korso entlang, von Piazza del Popolo bis zu Piazza Venezia. Wie ein dichter Sprühregen winziger, zitternder Flammen durchfunkelte es die Luft, strömte es auf die Häupter der Menge herab. Diese geriet in wilde und immer wildere Bewegung, die Lichter tanzten und hüpften, versanken und schwebten von neuem empor, verloschen und funkelten wieder auf, kreisten in feurigen Wirbeln.

Lala und Wilhelm suchten ihre Lichter voreinander zu schützen, als gälte es ihr Leben. Die junge schlanke Römerin wand sich mit ihrem Flämmchen gleich einem Salamander um die Hünengestalt des Deutschen. Endlich glaubte ein jedes, jetzt brauchte es nur den Mund zu öffnen, um das Licht des andern auszublasen. Plötzlich verlöschten ihre Lichter, plötzlich fanden sich ihre Lippen.

Keins von beiden wußte, wie es geschehen war und wie es nachher geschah. Als Wilhelm wieder auf die Erde zurückkehrte, befand er sich allein in dem Menschengewühl; Lala war von der wachsamen Ninetta entführt worden; vergebens suchte er sie.

Allmählich verlosch das Gefunkel, die Menge zerstreute sich, Wilhelm drängte hindurch und eilte in die Via Vittoria. Aber obgleich sie zu Hause sein mußten, öffnete man ihm nicht, so daß er sich endlich zum Fortgehen entschließen mußte. Unterwegs machte er dann einen letzten heldenmütigen Versuch, einen Entschluß zu fassen.

Nun muß das Ding aus sein, nun muß ich zur Vernunft kommen. Länger darf dieser Zustand nicht dauern, sonst werde ich noch zum schlechten Kerl an dem holden Geschöpf. Ich kann so wie so manches nicht recht verantworten. Noch heute schreibe ich ihr, und gleich morgen gehe ich fort. Diesmal bleibt es dabei. Sie wird zuerst weinen und jammern und am liebsten gleich sterben wollen, denn sie hat mich wirklich lieb, das arme Ding, und dann wird sie sich schon trösten lassen. Und sie selber wird sich trösten! Wenn sie erst die schönen Kleider und den Schmuck hat, jeden Tag im Wagen spazieren fahren kann und ihr die Loge im Apollo gesichert ist, wird sie sich trösten. Ich bleibe dabei, so sind diese Römerinnen, es ist so ihre Natur. Wenn ich diese eine für anders hielt, für innerlicher und gefühlvoller, so ist das einfach alberne deutsche Empfindlichkeit, die mir leider Gottes im Blute steckt und die in diesem Lande der Henker holen soll; denn sie richtet viel Unheil an. Man muß sich in diesem verhexten Italien gegen alle Illusion feien, sich die germanische Schönheitsbrille von den Augen reißen und dieses schöne, anmutige, liebenswürdige Volk so sehen, wie es ist: als die größten Realisten unter der Sonne. Sei du daher kein thörichter Idealist und schreibe ihr heute und gehe morgen fort, ohne

sie noch einmal gesehen zu haben! So wäre es denn aus und vorbei.

Er kam nach Hause, setzte sich sogleich nieder und schrieb in den leidenschaftlichsten, ungestümsten, unklarsten Ausdrücken einen langen Brief voller Erklärungen, Beteuerungen, Selbstanklagen, Bitten um Verzeihung, Versicherungen seiner unwandelbaren Liebe. Aber — sie müßten sich trennen! Es sei etwas Unabänderliches, es sei eine Notwendigkeit, ein Schicksal. Als er fertig war, fehlte ihm der Mut, das Geschriebene noch einmal zu durchlesen, er couvertierte das Schreiben, machte die Adresse, ging noch in später Nacht aus, um den Brief selbst in den Briefkasten zu stecken, und fühlte sich erleichtert, als das geschehen war.

Die Karnevalstollheit hatte ihren Gipfel erreicht; die Gassen wiederhallten von dem Geschrei der Trunkenen und den schrillen Tönen der Masken, von Tamburingerassel und Guitarrenspiel. Im Korso drängten sich die Züge mit Fackeln und bunten Papierlaternen und auf der Piazza del Popolo unter dem Obelisken wurde eine mit Flittern bekleidete Strohpuppe verbrannt. Wilhelm begriff nicht mehr, wie er von dieser faden Lustbarkeit sich hatte fortreißen lassen können, ein unsäglicher Widerwille überfiel ihn; er entfloh dem wüsten Getreibe, aber anstatt sich auf seinen Hügel zurückzubegeben, schritt er weiter und weiter, bis die letzten Häuser hinter ihm lagen, bis er sich in der erhabenen Einsamkeit der nächtlichen Campagna befand. Zum Tode ermattet, kam er spät nach Mitternacht zu Hause an, warf sich angekleidet nieder und fiel sogleich in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Die Sonne weckte ihn. Doch lag er noch eine Weile mit weit offnen Augen, sich auf sich selber besinnend: Wie kommt es, daß du hier in deinen Kleidern liegst? Plötzlich sprang er in die Höhe: Du hast ihr gestern abend geschrieben, daß zwischen euch alles aus sein müßte, hast ihr für alle

Zeit lebewohl gesagt und willst heute fort. Er sah nach der Uhr, entdeckte, daß er bis tief in den Tag hinein geschlafen hatte, packte schnell sein Wanderränzel, nur das Notwendigste zusammenraffend, auch von seinem Malgerät nichts andres mitnehmend, als was er zu Skizzen gebrauchte. Wo wollte er eigentlich hin? Aber das war gleich, das würde sich finden; jetzt nur hinweg, hinweg!

In einer halben Stunde war er mit seiner ganzen Reiseausrüstung fertig. Erst jetzt fiel ihm ein, daß er vor Mittag nicht fort konnte; denn erst zu Mittag kam die Frau, die ihn bediente, und die von seiner Abreise in Kenntnis gesetzt werden mußte. Er besann sich indessen auf die Wohnung der Person und beschloß, selbst zu ihr zu gehen, ihr den Schlüssel zu bringen und die nötigen Anweisungen zu erteilen. So warf er denn seinen Ranzen, dem das Malgeräte aufgeschnallt war, über die Schulter, nahm Hut und Stock und öffnete die Thür die unmittelbar in den Garten hinausführte.

„Lala!"

Sie saß auf der Treppe, in einer Haltung, als ob sie schon seit vielen Stunden gewartet hätte; ihr Kopf war gegen die Wand gesunken, die Hände hielt sie im Schoß über Wilhelms Brief gefaltet. Sie hatte beim Oeffnen der Thür nicht aufgeschaut, auch keine Bewegung gemacht; nur daß sie zusammengeschauert war. Von Ninetta war nichts zu sehen, Lala schien allein gekommen zu sein.

Da sie stumm und regungslos blieb, rief Wilhelm sie nochmals bei ihrem Namen. Endlich blickte sie auf mit einem so hilflosen, so ergebenen, demütigen Blick, daß es Wilhelm wie ein Schwindel ergriff, daß seine Gedanken sich verwirrten und er nur das eine mit vollster Klarheit empfand: Wenn du dir jetzt nachgibst, wenn du jetzt nicht fest bleibst, so ist es um sie geschehen, so wirst du zum Schuft an dem Mädchen. Daran denke!

Daran denkend stieß er hervor: „Wo ist Ninetta?"

Da begann sie mit leiser, trauriger Stimme, die Augen nicht von ihm abwendend: „Sie ist zu Hause; ich gebot ihr zu Hause zu bleiben. Was sollte sie machen? Ich bin meine eigne Herrin und kann thun und lassen, was ich will. Gestern bin ich ihr noch gefolgt; gestern, als wir uns unter allen den vielen Leuten küßten, als seien wir die einzigen Menschen auf der Welt.

„Du glaubst nicht, wie böse Ninetta war, was für schlimme, schlimme Dinge sie mir sagte, weil wir uns geküßt hatten. Aber ich konnte nicht traurig sein. Sie fuhr fort zu jammern und zu thun, als ob das größte Unglück geschehen wäre, weil wir uns lieb hatten. Aber ich sagte ihr, das sei nun einmal so und nicht mehr zu ändern. Da wurde sie still; sobald wir jedoch zu Hause waren, fing sie von neuem an: Was ich denn eigentlich dächte? Ob ich nicht wüßte, daß du kein Christ und ein Künstler wärest, was beinahe noch schlimmer sei, und daß die Künstler nur schlechte Mädchen zu Frauen nähmen, solche, wie sie auf der spanischen Treppe stehen, und diese auch nur so ohne Priester und Amen. Deshalb müßte ich den Signor Carluccio heiraten.

„Zuerst weinte ich ein wenig, aber als sie das vom Signor Carluccio sagte, mußte ich laut lachen. Und ich war so glücklich, so glücklich! Da hörte ich dich die Treppe heraufkommen, lief fort und versteckte mich im Salotto und wollte mich von dir suchen lassen und dir dann um den Hals fallen, und ich wollte dich vor Ninettas Augen herzen und küssen. Aber die böse, böse Ninetta schloß mich im Salotto ein und machte dir nicht auf, wie sehr ich sie auch durch die Thür bat und bettelte, wie bitterlich ich auch über ihre Hartherzigkeit weinte. Beinahe hätte ich laut geschrieen, und du hättest mich gewiß gehört; indessen ich fürchtete, du könntest erschrecken und denken, es sei mir ein Unglück

geschehen. Aber als du dann fortgingst, gewiß recht traurig und einsam, stand ich am Fenster und hätte dir für mein Leben gern zugerufen, wie gräßlich lieb ich dich hätte. Aber weil die böse, böse, böse Ninetta dir nicht aufgemacht hatte, mußte ich ganz still sein, durfte mich auch nicht sehen lassen; es hätte dir sonst zu wehe gethan."

Lala schwieg, holte tief Atem und schloß die Augen. Leise, als schliefe sie, setzte sich Wilhelm neben sie auf die Stufe und sah ihr stumm in das blasse, süße Gesichtchen.

Als sie die Augen wieder aufschlug und ihn neben sich sah, lächelte sie ihn an.

„Du darfst kein so trauriges Gesicht machen, hörst du? Jetzt ist alles wieder gut, jetzt bin ich ja bei dir."

„Ach, Lala — —"

Sie winkte angstvoll: „Zuerst laß mich dir weiter erzählen. — — Du warst also fort. Ninetta dachte wohl, ich würde sehr zornig sein, und bekam fast einen Schreck, weil ich ganz ruhig blieb. Es dauerte nicht lange, so war ich auch wirklich wieder vollständig glücklich, denn es war schon spät, und früh am andern Morgen — ganz früh! — würdest du wiederkommen, dann sollten mich ein halbes Dutzend Ninettas nicht einschließen können. Was dann geschehen würde, daran dachte ich nicht; auch daran nicht, daß du mich etwa gar nicht zur Frau nehmen wolltest, weil du ein Künstler bist, und weil ein Künstler, wie die böse, böse Ninetta behauptet, immer nur solche Mädchen — — Ach, du weißt schon! Bitte, sage mir nichts, bleibe sitzen, sieh mich nicht an, nicht eher, als bis ich dir alles gesagt habe."

Aber sie schwieg. Er hörte, wie sie ein Schluchzen erstickte, und wußte, daß sie die lieben Augen voller Thränen hatte. Dann sprach sie weiter, immer mit derselben leisen, müden Stimme, in derselben hilflosen, kindischen Weise.

„Ich konnte gar nicht einschlafen; die ganze Nacht that



ich kein Auge zu; immerfort mußte ich an dich denken und daß du mich geküßt hattest und daß du morgen kommen würdest. Als es Tag wurde, stand ich heimlich auf und zog mich leise an. Ninetta hatte sich todmüde gescholten und gejammert, schnarchte gewaltig und hörte mich gar nicht. Denke dir, was ich that! Die Läden, die wir gewöhnlich offen lassen, machte ich fest zu; wenn sie erwachte, würde sie glauben, es sei noch tiefe Nacht, und gewiß weiterschlafen."

Sie lachte über ihre gelungene List leise auf. Wilhelm tastete nach ihrer Hand; kalt und feucht lag sie in der seinen. Er sagte mit stockender Stimme: „Also Ninetta schlief —"

„Und ich kauerte draußen auf der Treppe und wartete auf dich. War das nicht klug von mir?"

„Ja, ja."

„Aber du kamst nicht."

„Nein."

„Statt deiner kam der Postbote und brachte mir einen Brief. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Brief bekommen."

„Du wußtest gleich, daß er von mir war?"

„Von wem hätte er sonst sein sollen?"

„Und du ahntest, was in dem Briefe stand?"

„Wie konnte ich das ahnen? Sage selbst — —"

Wilhelm gab keine Antwort. Ein langes schweres Schweigen entstand. Dann flüsterte sie: „Ich ging in die Küche, setzte mich ans Fenster und las deinen Brief. Du schriebst: du könntest mich nicht zur Frau nehmen, du dürftest mich nicht an dein Leben fesseln, du müßtest fort; ich sollte dir vergeben, ich sollte dich vergessen, ich sollte — Madonna, ich sollte — —"

„Verzeih mir! Weine nicht! Verzeih mir! Ich konnte nicht anders."

„Du hast mich ja doch lieb?"

„Ja, ja, ja!"

„Ich weiß es. Wie wäre es auch anders möglich? Ich war auch ganz ruhig, weinte gar nicht, las deinen bösen, bösen, lieben, lieben Brief noch einmal und zum drittenmal, ging dann ins Schlafzimmer, zog mich zum Ausgehen an und weckte die Ninetta, der ich sagte: „Er hat mir geschrieben, er kommt nicht und will fort. Deshalb gehe ich jetzt zu ihm."

Wilhelm, in halber Bewußtlosigkeit sprach ihr nach: „Deshalb gehe ich jetzt zu ihm."

„Ich sagte weiter zur Ninetta: damit du es gleich erfährst, ich bleibe bei ihm. Wenn er mich nicht zur Frau nehmen kann, und er muß es wissen, wird er mich doch gewiß bei sich behalten; und er wird mich nicht verachten, daß ich zu ihm gekommen bin, das weiß ich. Aber du, meine arme Ninetta, wirst das thun, und es wird dir fast das Herz brechen, daß du deinen Liebling verachten mußt. Deshalb ist es besser für dich, wenn wir uns gar nicht mehr wiedersehen. Meine gute arme Ninetta that, als hätte ich den Verstand verloren und als ob sie den ihren jeden Augenblick verlieren sollte. Ich jedoch sagte ihr: Wenn du mich nicht zu ihm gehen lässest — ganz allein, so werfe ich mich vor deinen Augen zum Fenster hinaus und du kannst mich morgen begraben lassen. Da ließ sie mich gehen."

Von neuem saßen sie eine lange Weile stumm nebeneinander. Wilhelm hielt noch immer ihre Hand, deren Kälte ihn durchschauerte, blickte starr vor sich hin und beobachtete mechanisch die malerische Wirkung des grellen Sonnenlichtes auf den Schattenmassen eines Lorbeerdickichts. Dabei dachte er unaufhörlich daran, daß er an dem Mädchen nicht zum Schuft werden dürfte; der einzige Gedanke, dessen er fähig war.

Wiederum sprach er ihre letzten Worte nach, langsam und mit Anstrengung, als müßte er sich mühsam besinnen, was sie eigentlich meinte.

„Da ließ sie mich gehen.“

Dann plötzlich jäh auffahrend: „Es war sehr unrecht, daß sie dich gehen ließ; sehr unrecht war es von dir, daß du — —“

Er stockte. Ihre Hand fühlte sich in der seinen auf einmal so sonderbar schwer an, als hielt er die Hand einer Toten umfaßt. Er wagte nicht, sie anzusehen; es erstickte ihn beinahe, und seine Stimme klang heiser, als er nach einer Weile weitersprach: „Denn du bist eben ein Kind, meine arme Lala, ein herzlich gutes, aber ein recht unverständiges Kind; du kennst die Welt und das Leben nicht, du kennst dich selber nicht. Deine treue Ninetta und ich, dein treuer Freund, wir kennen dich besser, wir beide sind es auch, die jetzt für dich Gedanken haben und Besinnung behalten müssen, so schwer es uns auch ankommen mag. Du wirst mich vielleicht nicht verstehen, nicht wahr, du verstehst mich nicht? (Sie gab keine Antwort). Das kann ich von dir auch gar nicht verlangen, bei deiner großen Jugend; denn du bist ja eigentlich noch ein halbes Kind. Es wird aber eine Zeit kommen, wo du mir dafür dankbar sein wirst, daß ich für uns beide Vernunft und Stärke behalte. Ja wohl, meine teure, geliebte Lala: Vernunft und Stärke! Auch das mußt du wissen, daß ich dich nicht nur unsäglich liebe, sondern auch verehre, daß du ein Heiligtum für mich bist, ein wundervolles, kostbares Juwel, daran ich nicht rühren, dessen Glanz ich von keinem Hauche trüben lassen darf. Wenn die Verhältnisse anders lägen, wenn es besser mit uns beiden stünde, wenn ich nicht ein armer, unbekannter Maler wäre, von dessen Hoffnungen sich noch nicht eine einzige erfüllt hat, oder wenn ich heute ein gewissenloser, leichtfertiger, schlechter Mensch sein wollte, ein Mann, der nur an sich selbst denkt; dann, meine Lala — — genug, du mußt mir glauben, daß ich alles tausendmal überlegt und erwogen habe, daß dies die schwerste Stunde



meines Lebens ist, daß ich meine ganze Besonnenheit aufbieten muß, um dich vor einem großen Unglück zu bewahren. Ich weiß, du glaubst an mich, du vertraust mir, du bist überzeugt, daß ich für mich und für dich schwer gekämpft und gelitten habe. Aber es muß so bleiben, wie ich dir schrieb; wir müssen uns trennen, wir müssen versuchen, einander zu vergessen. Ich habe alles bedacht. Du bist noch so jung, deine Natur ist so sonnig, dein Wesen so voll unerschöpflicher Lebensfülle, du wirst gewiß bald wieder aufleben. Ich kenne dich zu gut, du bist nicht für Kummer, Sorge und Gram geschaffen, sonst würde ich vielleicht trotz allem den Mut finden und — — aber das sind Phantasieen, die ich mir nicht vorgaukeln darf, um deinetwillen nicht, meine geliebte, einzige Lala."

In dieser Weise fuhr er noch lange fort, zu der Aermsten zu reden, und wurde durch seine schönen Worte selbst immer mehr überzeugt, wie männlich und ehrenwert, wie stark und heroisch er handle, wie sehr er der uneigennützige Freund dieses guten, zärtlichen Geschöpfes sei, ihr Ritter und Retter. Sie hörte ihm zu, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne eine Bewegung zu thun. Ihre Augen ruhten mit einem seltsam verwunderten Ausdruck auf ihm, ihr Gesicht war farblos, und um ihren blassen Mund lag ein tief schmerzlicher, starrer und herber Zug. Er hatte recht; sie verstand ihn nicht, kein Wort seiner langen Rhetorik verstand sie, wie sehr sie sich auch Mühe gab.

Endlich hatte Wilhelm nichts mehr an Gründen vorzubringen; sie mußte ja auch längst vollkommen überzeugt sein! Aber sie sagte es ihm nicht, sie blieb still und stumm, wie leidenschaftlich er sie auch um ein einziges Wort bat. Gern hätte sie ihm etwas erwidert, wußte aber nicht was; sie wollte nachsinnen, doch das vermochte sie nicht. Zuletzt machte ihn ihr hartnäckiges Schweigen beinahe zornig; er ließ ihre Hand fahren, sprang in die Höhe, schritt in heftigster

Erregung vor dem Hause auf und ab, sich von neuem vorsagend, daß er recht handle, und daß er anders gar nicht handeln könne. Trotz dieses starken Bewußtseins fand er indessen noch immer nicht den Mut, das stumme Kind auf seiner Schwelle anzusehen. Aber plötzlich stürzte er zu ihr, warf sich vor ihr nieder, umschlang ihre bebende Gestalt mit beiden Armen und brach in Thränen aus.

Da belebte sie sich.

„Komm," sprach sie sanft, „steh auf, sei still! Du hast recht, ich bin ein thörichtes Kind. Still! Weine nicht!"

Sie streichelte seine Stirn und redete ihm leise zu, wie einem kranken Kinde, so lange bis er sich beruhigte und erhob.

„Nun will ich gehen."

„Wohin?" fragte er sie.

Sie sah ihn groß an.

„Nach Hause, zu Ninetta."

„Sie wird glückselig sein, dich wieder zu haben."

„Ach ja. Lebe wohl!"

Wilhelm erbebte.

„Was fällt dir ein? So können wir doch nicht auseinandergehen!"

„Warum nicht?"

„Aber, Lala!"

„Jetzt ist ja doch alles gleich."

„So darfst du nicht reden."

„Du hast wiederum recht. Verzeih mir!"

„Warte einen Augenblick! Ich begleite dich. So lange wie möglich bleiben wir beisammen."

Wilhem ging ins Haus, warf seinen Ranzen ab, kam zurück und schloß die Thür. Er bot ihr seinen Arm, sie nahm ihn aber nicht; langsam und unter tiefem Schweigen näherten sie sich der Via Vittoria. Sie befanden sich bereits in der Straße, als Wilhelm mit beinahe erstickter Stimme sagte: „Ich schreibe dir."

„Wozu?“

Er stammelte: „Damit du doch von mir erfährst; oder willst du nichts mehr von mir hören?“

Sie gab keine Antwort.

Nun standen sie vor Nummer 77. Lala trat ins Haus, Wilhelm folgte ihr. Er sah vor sich her im Dämmerlicht die kleine, zarte Gestalt die Treppe hinaufsteigen; ihm war, als könnte er ihr nicht nach, als trügen unsichtbare Schwingen sie empor, als entschwände sie ihm. Da hörte er sie die Klingel ziehen. Eine Weile blieb alles still, dann ein gellender Aufschrei Ninettas, wirres Stammeln, Laute des Entzückens, Schluchzen, Ausbrüche einer überschwenglichen Freude, eines unaussprechlichen Glückes, einer grenzenlosen Dankbarkeit. Sie fiel vor ihrem zurückgewonnenen, ihr wiedergeschenkten Liebling nieder, umschlang Lala, küßte sie, küßte ihre Hände, ihr Kleid, nannte sie mit allen Liebesnamen, die ihr einfielen, in einem Atemzug lachend und weinend.

„Heute abend wäre ich zu dir gekommen, mein Herzblatt! Und hättest du deine alte Ninetta zur Thür hinausgeworfen, so wäre deine alte Ninetta vor der Thür liegen geblieben, die ganze Nacht über und alle Tage und Nächte! Und hättest du mich gescholten, so hätte ich dich geliebkost, und hätten dich die Leute verachtet, so hätte ich dich wie eine Heilige gehalten, und wärst du dann einsam geworden, so würdest du nicht verlassen gewesen sein.“

Wilhelm stand daneben, wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort hervor. Endlich gewahrte ihn Ninetta, sie schaute ihn groß an, sagte aber nichts. Da stieß er hervor: „Wir haben Abschied voneinander genommen.“

Ninetta erwiderte nichts, richtete sich auf, faßte Lala um den Leib, legte ihres Lieblings Kopf an ihre Brust und führte sie fort, ohne sich weiter um Wilhelm zu kümmern. Dieser ging — schlich davon.

Siebentes Kapitel.

Mehrere Wochen waren vergangen. Wilhelm befand sich in Sermoneta im Volskergebirge, wo er Studien zu machen beabsichtigte. Einen großartigen Entwurf hatte er im Kopfe: die Einwohner Normas stecken ihre von den Römern belagerte Stadt in Brand und stürzen sich selbst in die Flammen.

Da es in dem wilden Felsenneste kein Gasthaus gab, so war er bei einem wohlhabenden Weinbauer einquartiert, an dessen Tisch er aß und dessen Sohn dem Fremden sein Bett abgetreten hatte. Aber trotz aller Begeisterung für seinen gewaltigen Plan, trotz der herrlichsten Modelle kam er zu keiner rechten Thätigkeit. Anstatt sich bei frischer, kräftiger Arbeit zu ermannen und zu erholen, verlor er sich in Brüten und Grübeleien. Am besten ging es ihm, wenn er sich vor den Mauern der uralten Volskerstadt, die noch gewaltiges cyklopisches Gefüge bewahrte, umhertrieb und ziellos die Felsenöde durchstreifte, hoch über den erhabenen Landschaften der pontinischen Sümpfe und der römischen Steppe. Nur selten, daß er in diesen tiefen Einsamkeiten einem Hirten oder Jäger begegnete, der ebensogut Brigant sein konnte. Köstlich war es, wenn er ermattet ausruhte, auf einer von blühenden Anemonen, Narzissen und Veilchen leuchtenden Halde, im Schatten einer Steineiche oder eines wilden Oelstrauches. Dann lagen alle Herrlichkeiten jener klassischen Gegenden ausgebreitet zu seinen Füßen, die Campagna Roms bis zu den fernsten Höhen Etruriens; die Küste des tyrrhenischen Meeres vom Circekap bis zum Meerbusen von Tolfa, das Albaner- und Sabinergebirge.

Aber alle Größe und Schönheit der Landschaft halfen dem verliebten Künstler nicht, ihn seiner Schwermut zu entreißen. Er litt unsäglich unter dieser völligen Erschlaffung seiner Willenskräfte und grollte mit seiner schwerfälligen germanischen Natur, die ihn zu keiner inneren Befreiung

kommen ließ, unter der er wie unter einem Banne stand. Was war schließlich Großes geschehen? Ein römisches Karnevalsabenteuer, daraus er sich als anständiger, ehrlicher Mann gezogen hatte, an das er ohne Gewissensbisse mit einer gelinden Schwermut und einer gewissen Genugthuung zurückdenken konnte, dem er für sein ganzes Leben eine treue Erinnerung bewahren würde. Immer von neuem sagte er sich vor, daß nicht viele so wie er gehandelt, nur wenige der Versuchung widerstanden haben würden; besonders unter den Künstlern war der Mann zu suchen, der einer solchen Stärke, einer solchen Entsagung fähig gewesen wäre. Und er fühlte nicht einmal Reue über seine fast allzu philiströse Handlungsweise, so zauberisch auch die Bilder waren, die seine Einbildungskraft ihm beständig vorgaukelte, so reizend auch die Gestalt der jungen, liebenden Römerin vor ihm stand. Mit einem Worte, ihm blieb es ausgemacht, daß eine Heirat mit dem lieblichen Geschöpf bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit, bei seinem Charakter und seinen Aussichten ein Wahnsinn gewesen wäre; von dem andern, was das liebe Mädchen im Sinne gehabt, gar nicht zu reden. Aber gerade dieses eine war die Ursache, daß die rührende Kindergestalt der armen Verlassenen sich ihm mehr und mehr verklärte, daß er mit geschäftiger Phantasie unablässig darauf bedacht war, ihr liebliches, unschuldsvolles Haupt mit einer Gloriole zu umgeben.

In dieser Gemütsstimmung, die ihn ganz in Banden hielt, fühlte er sich außer stande, an Lala zu schreiben; was hätte er ihr auch sagen sollen? Ueberdies hatte sie gar nicht gewünscht, je wieder Nachricht von ihm zu erhalten, worin sie gewiß recht hatte, und worüber er nicht im mindesten mit ihr grollte. Doch er war über sie in Sorge, er sehnte sich, von ihr zu hören. Wäre sie ein deutsches Mädchen gewesen, wer hätte wissen können, was sie dann in ihrer Verzweiflung und Verlassenheit gethan; aber Wilhelm hatte

noch niemals von einer Römerin gehört, die sich aus Liebesgram ein Leides zugefügt. Dennoch wuchs seine Aufregung von Tag zu Tage, bis er sich endlich entschloß, einem Bekannten zu schreiben und diesen zu bitten, sich mit aller Vorsicht nach dem Ergehen der Geliebten zu erkundigen.

Die Tage, welche er auf die erbetene Antwort zu warten hatte, verbrachte Wilhelm wie im Fieber. Pünktlich traf der Brief ein, mit bebender Hand öffnete er das Couvert, mit schwerem Atem las er. Sein Bekannter schrieb: Dem bewußten Fräulein müsse es gut gehen, da sie binnen kurzem heiraten würde. Am so und so vielten sollte die Hochzeit sein, was Wilhelm hoffentlich das Herz nicht bräche.

In der That war Wilhelms erste Empfindung bei dieser Nachricht ein beruhigtes, freudiges: Sie nimmt es leichter, als ich dachte, überwindet es schneller, als ich fürchtete, dem Himmel sei Dank! Einen Augenblick konnte er sogar triumphieren: Wie recht habe ich gehabt! Ich wußte es ja, ich sagte es ja voraus! — So sind diese Römerinnen! Im Grunde sind sie sich alle gleich, alle von derselben Art. Dann einen Augenblick später: Aber es ist ein Jammer, daß sie so geartet sind, ein wahrer Jammer! Was für herrliche Geschöpfe könnten es sein, wenn sie etwas tiefer angelegte Naturen, etwas weniger äußerlich, weniger realistisch wären! Vollends diese eine! Beinahe, daß ich diese eine wirklich für eine Ausnahme von der Regel gehalten hätte! Welches Glück, daß ich sie besser kannte, besser sogar, als sie selbst sich kannte! Meine Geliebte wollte sie werden — — nun, jetzt wird sie die Frau des Signor Carluccio . . .

Schon am andern Tage dachte er anders.

Wenigstens einen Monat länger hätte sie noch warten können! Ich werde hier tiefsinnig vor Gram und Sehnsucht, und es dauert keine vier Wochen, so nimmt sie schon einen andern zum Manne. Und welch einen andern! Ein deutsches Mädchen hätte das niemals fertig gebracht. Mich wundert

nur, daß sie es mir nicht angezeigt hat; sie konnte mich ja zur Hochzeit einladen. Was für ein Gesicht sie machte, als sie auf der Treppe saß, und ich ihr sagen mußte — wie eine Sterbende sah sie aus, wie ein Verbrecher stand ich vor ihr. Aber wenn ich es jetzt nicht verwinde, wenn ich sie mir jetzt nicht aus dem Sinne schlage, es wäre eine Schmach und eine Schande! Gott sei Dank, daß es so gekommen ist!

Aber auch diese Stimmung hielt nicht vor. Eine tiefe Traurigkeit überfiel ihn, ein Ekel am Leben ergriff ihn. Zugleich fühlte er das brennende Bedürfnis, die geliebte Treulose zu entschuldigen. Wer weiß, wie alles gekommen ist, welche Mittel sie angewendet haben, um sie in so kurzer Zeit dahin zu bringen? Diese Ninetta kann gewiß grausam sein. Das arme, holde Geschöpf! Und so hilflos, so kindlich! Und dann dieser ekelhafte Signor Carluccio! Ich komme von Sinnen . . .

Zwei Tage hielt er es noch aus; plötzlich fiel ihm ein: Morgen ist ihre Hochzeit. Eine Stunde später war er bereits unterwegs.

Da sämtliche Esel und Maultiere Sermonetas bei den Frühlingsarbeiten in den Vignen beschäftigt waren, und Wilhelm im ganzen Orte kein Caretto auftreiben konnte, so mußte er den weiten und heißen Weg in die Sümpfe hinab und durch diese bis Cisterna hin zu Fuße zurücklegen; in Cisterna hoffte er die Post zu treffen, die täglich einmal von Terracina nach Velletri fährt; erreichte er den Anschluß, so würde er sich schon des Abends in Rom befinden. Aber trotz seiner Eile, und obgleich er nicht ein einziges Mal rastete, verfehlte er den Wagen und mußte sich so lange in Cisterna aufhalten, bis er eine ländliche Fahrgelegenheit nach Velletri fand. Erst spät in der Nacht traf er dort auf dem Bahnhofe ein und wurde aus besondrer Gefälligkeit des Capo stazione mit einem gerade abfahrenden Güterzuge nach Rom expediert.

Die Bahnuhr zeigte auf drei Uhr morgens, als Wilhelm auf der öden Piazza Termini stand und überlegte, was er zunächst thun sollte. In sein Atelier konnte er nicht, es blieb ihm also nichts andres übrig, als sich bis zum Morgen in den Straßen herumzutreiben und vielleicht ein frühzeitig geöffnetes Café aufzusuchen, wo er so lange bleiben konnte, bis es Zeit war, sich nach der Via Vittoria zu begeben.

Unwillkürlich lenkte er schon jetzt seine Schritte dieser Richtung zu. In der Straße, in der sie wohnte, unter ihrem Fenster würde er vielleicht ruhiger werden. Wenn er sie dann sah — was wollte er nur thun, was wollte er ihr nur sagen am Morgen ihres Hochzeitstages! Da bin ich, denn ich kann nicht leben ohne dich. Ich war ein Narr, ein Verrückter, ein Verbrecher, daß ich dich aufgeben wollte. Es war ja alles Unsinn, was ich dir schrieb und später dir sagte. Ich bin jung, ich habe Talent, ich kann arbeiten, für dich! Ich kann ringen und kämpfen, für dich! Pfui, wie feige ich war, wie erbärmlich! Und hätte ich dich wiedergefunden, im Begriff mit diesem Signor Carluccio zur Kirche zu fahren, ich hätte dich in meine Arme genommen. Sei ruhig, weine nicht. Wir sind beisammen, wir haben uns; wir lassen nicht mehr voneinander.

Wenn es nur nicht so früh gewesen wäre, wenn er sie nur erst gesehen, ihr alles gesagt, ihre Verzeihung erhalten hätte; wenn er nur erst ihres Besitzes sicher gewesen wäre. Wie öde und dunkel es noch war! Die meisten Laternen bereits ausgelöscht, ein fahler Schein am Himmel, die Straßen nur von Caretti belebt, die unter dem gellenden Geklirr ihrer Glocken langsam, langsam, als wären sie mit Särgen beladen, ihres Weges zogen. Wilhelm sehnte sich nach dem Tage, der ihm sein höchstes Glück bringen, nach der Sonne, die das Antlitz des geliebten Mädchens bescheinen sollte. Ihm wurde plötzlich so angst.

Aber da war er schon in der Via Vittoria und bald

stand er vor der geliebten Nummer 77. Die Hausthür war nicht verschlossen, er hätte sogleich zu ihr hinaufeilen können; aber einstweilen mußte er sich mit einem Blick in die Höhe begnügen. Seltsam, in ihrem Schlafzimmer sah er Licht. War sie krank? Oder konnte sie nur nicht schlafen — in der Nacht vor ihrem Hochzeitstage! Sie lag gewiß wach und dachte — — an was? Vielleicht an ihn; und das, mit welchen Empfindungen? Voller Gram und Verzweiflung, ihn anklagend, ihr junges Leben vernichtet zu haben.

Sie wachte dort oben und er stand hier unten.

„Lala! Lala!“

Zuerst rief er ihren Namen leise, gar nicht in dem Gedanken, daß sie ihn hören könnte; schließlich rief er laut und lauter. Es dauerte indessen eine ziemliche Weile, bis droben das Fenster geöffnet wurde.

„Lala! Lala!“

Darauf vernahm Wilhelm Ninettas bekanntes: Chi è? in einem ganz sonderbaren Tone gerufen.

„Ich bin's, Ninetta, der Signor Guglielmo! Da Ihr schon auf seid, Ninetta, darf ich nicht hinauf kommen? Ich bitte Euch herzlich, laßt mich ein; ich habe mit Euch zu sprechen, und auch mit Eurem Fräulein. Was macht sie? Ist sie sehr betrübt? Ist sie auch schon wach? Sagt ihr, daß ich hier unten stehe, daß ich Hals über Kopf nach Rom zurückgekommen bin. Sie hat gewiß viel gelitten, die Aermste! Ich aber auch! Grüßt sie von mir, grüßt sie tausend-, tausendmal: ich liebte sie unsäglich. Sagt Ihr das, beste Ninetta. Kann sie mich eigentlich hören?“

„Sie kann Euch nicht hören; aber kommt nur herauf. Ich werde Euch aufmachen und Euch zu ihr hineinlassen.“

Das Fenster wurde geschlossen, Wilhelm eilte ins Haus und stolperte die dunkle Treppe hinauf. Sein Herz schlug heftig, das Blut drang ihm wild zu Kopfe, er fühlte seine

Kniee wanken. Die dreiarmige Lampe emporhaltend, erwartete ihn in der offnen Thür Ninetta. Trotz der frühen Stunde trug sie nicht ihr geliebtes Hauskostüm, sondern ihr dunkles Sonntagskleid; ihr altes welkes Gesicht hatte einen seltsam stillen und feierlichen Ausdruck, und als sie Wilhelm anredete, sprach sie in demselben heiseren, geheimnisvollen Flüsterton, mit dem sie ihn vorhin heraufgerufen hatte. Sie verriet weder Freude noch Zorn, weder Betroffenheit, noch Erstaunen über seine plötzliche Rückkehr, und grüßte ihn in ihrer alten mürrischen Weise, als ob er ihr erst noch vor wenigen Stunden Gute Nacht gesagt hätte.

„Nun, da seid Ihr ja; kommt jetzt nur."

Aber Wilhelm hielt sie zurück.

„Ist sie denn schon auf?"

„Sie erwartet Euch."

„Was hat sie gesagt? Hat sie sich gefreut, ist sie sehr erschrocken gewesen, zürnt sie mir sehr? Warum kommt sie mir nicht entgegen? Gewiß verzeiht sie mir nicht! Auch Ihr, Ninetta, müßt mir vergeben, denn auch Euch habe ich vielen Kummer bereitet; weiß ich ja doch, wie innig auch Ihr sie liebt. Seid gut, Ninetta! Ihr müßt bei ihr für mich bitten, Ihr müßt mir beistehen. Nicht wahr, Ihr steht mir bei? Mein lebelang will ich's Euch danken. Seht, ich bin eben die ganze Zeit über nicht zu mir selber gekommen, ich war wie blind. Will sie denn wirklich diesen schrecklichen Signor Carluccio heiraten? Heute schon? Es ist ja nicht möglich! Aber Ihr werdet uns nicht verlassen. Denkt, wie glücklich wir sein werden! Grämt Euch nicht darüber, daß sie nicht die Frau des Signor Carluccio wird; ich will sie auch reich machen, überreich an Liebe! Gute, gute Ninetta, haßt mich nicht, habt Mitleid mit uns. Warum sagt Ihr nichts, warum seht Ihr mich so an? Und sie — warum kommt sie nicht?"

Wilhelm stand vor Ninetta, die ihn angehört hatte,

ohne eine Miene zu verziehen, und vermochte kaum die Worte hervorzubringen; er war totenblaß und zitterte wie im Fieber. Ninetta erwiderte mit erloschener Stimme: „Lala wartet auf Euch. Erschreckt nur nicht, daß sie so bleich und still ist; daran tragt Ihr die Schuld. Ich kann Euch nicht helfen. Bleibt. Laßt mich vorausgehen.“

Und sie stöhnte plötzlich jammervoll auf. Die Mauern drehten sich vor Wilhelm, es sauste ihm vor den Ohren, ein Nebel legte sich vor seine Augen, er wankte und sank gegen die Wand; dann aber richtete er sich in die Höhe, schob Ninetta zur Seite und stürzte vor, durch den dunklen Gang, in den kleinen Salon. Die Thür des Schlafzimmers stand offen, drinnen brannten zu Häupten ihres Bettes zwei Kerzen, er sah sie liegen, stieß einen schrecklichen Schrei aus und brach auf der Schwelle zusammen.

Als er wieder zur Besinnung kam, kauerte Ninetta neben ihm, hielt seinen Kopf in ihrem Schoß, rieb ihm die Stirn, flüsterte über ihm. Mit ihrer Hilfe richtete er sich auf, taumelte auf das Bett zu, stand und starrte wie im ausbrechenden Wahnsinn auf die Tote hinab.

Ninetta hatte ihr das weiße ärmliche Kleid angezogen, das Haar aufgelöst, das sie bis zu den Füßen einhüllte, die Hände über der Brust zusammengefaltet und einen Strauß welker Rosen hineingesteckt. Ihr Gesicht zeigte denselben ernsthaften, starren Ausdruck, wie an jenem Morgen, da sie zu Wilhelm gekommen und von ihm abgewiesen worden war. Aber ihre kindliche Miene hatte durch die Majestät des Todes etwas Strenges und Unnahbares erhalten. Wilhelm war, als müßten diese Augen, wenn sie sich noch einmal aufschlagen könnten, ihn mit demselben verwunderten, staunenden Blick betrachten, mit dem sie ihn an jenem Morgen angesehen hatten.

Rings im ganzen Zimmer umher lagen die Hochzeitsgeschenke des reichen Bräutigams; mit dem Brautkleide hatte Ninetta die Füße der Toten bedeckt, und die Orangenblüten



des Brautkranzes hatte sie um das Haupt gestreut; der starke Duft der Blumen füllte das Zimmer.

Ueber das Bett sich werfend, umfing Wilhelm mit beiden Armen die geliebte, stille Gestalt. Er konnte jetzt weinen. Ninetta stand am Fuße des Lagers, sah auf die beiden herab und schluchzte von Zeit zu Zeit krampfhaft auf. Als Wilhelm stiller geworden, begann sie zu reden, leise und geheimnisvoll, alles mit derselben dumpfen, eintönigen Stimme. Ohne seinen Kopf von Lalas Brust zu erheben, hörte Wilhelm, wie sie gestorben war — um seinetwillen.

Achtes Kapitel.

„So hat es kommen müssen. Gleich nachdem Ihr fort waret, schien sie ganz ruhig und ruhig blieb sie; besonders zeigte sie sich stets sanft und liebreich gegen ihre alte Ninetta; aber sie sprach niemals von Euch, so daß ich zuletzt nicht länger schweigen konnte und sie einmal fragte, ob es denn wirklich aus und vorbei wäre mit ihr und mit Euch? Sie nickte und sagte: ‚Aus und vorbei. Und weißt du, warum es mit mir und ihm aus und vorbei ist? Weil er mich für ein eitles, thörichtes, kindisches Ding hält, das nicht leben kann, wenn es ihm nicht gut geht auf Erden; das heißt, wenn es nicht in lauter Herrlichkeit und Freuden leben kann. Und um das andre, das ich ihm geben wollte, um das von mir anzunehmen, dazu ist er eben zu sehr Galantuomo. Aber wir wären gewiß glücklich gewesen, und wenn sein Glück aufgehört und er mich nicht mehr geliebt hätte, dann, ach, meine Ninetta, dann hätte ich auch gewußt, was thun.‘

„So sprach sie, und mir brach bei solchen Reden fast das Herz; denn wie sie das sagte, und wie sie mich dabei ansah, ich wollte böse mit ihr sein, aber ich konnte nur bitterlich um sie weinen; und sie tröstete mich: ‚Sei doch still,

Ninuccia! Er ist ja fort, und ich bin bei dir geblieben, bin ja auch nicht schlecht geworden, wie die Mädchen sein sollen, die auf den spanischen Treppen stehen, und die du so sehr verachtest. Nein, meine Ninetta, schlecht bin ich nicht, nur unglücklich bin ich; doch das wird sich ertragen lassen, das wird gewiß einmal aufhören, wie alles im Leben. Er meint es ja auch: nämlich, daß ich ihn bald vergessen, daß ich bald wieder froh sein würde. Er hat gewiß recht. Nur möchte ich nicht den Signor Carluccio heiraten, wenn es nicht durchaus sein muß.'

„Ich sagte nichts, ließ sie mit allem Geschwätz in Ruhe und versuchte, mir Arbeit im Hause zu schaffen; denn Ihr müßt nämlich wissen, daß wir nichts mehr besaßen, wovon wir hätten leben können. Sie hatte mir streng verboten, Euch unsre Armut zu verraten, und ich hatte bei der Madonna geloben müssen, still gegen Euch zu sein. Also wir waren schon lange bettelarm, und ich hatte nichts mehr, was ich hätte verkaufen oder versetzen können, als dieses schwarze Kleid, welches noch von dem Tode der Eltern herrührt, die, wie Ihr wißt, vornehme Leute waren. Manchen Abend waren wir hungrig zu Bett gegangen und hatten nicht gewußt, was wir am Morgen essen sollten. Für mich war es einerlei, aber für die Lalina, für mein süßes, zartes, feines Herz! Und sie klagte nie, das herzige Liebchen, aß ihr Brot mit Oel, als wären es Ciambelli. Eine gute Bekannte gab mir Weißzeug zu nähen; ich dankte der Gottesmutter und allen Heiligen dafür, war seelenvergnügt und dachte gar nicht mehr daran, daß es einen Signor Carluccio auf der Welt gab. Aber die Lala! That das liebe Närrchen doch gerade, als wäre etwas Schreckliches geschehen, geriet ganz außer sich, wollte mir mit Gewalt helfen und wußte doch nicht, wie man einen Saum macht. Was konnte das Liebchen dafür? Ihre Eltern waren Nobili, und sie hatte außer Lesen und Schreiben nichts gelernt, als Klavier-

spielen und Konversation machen; zu was hätte sie mit ihrem schönen Gesichtchen auch etwas andres lernen sollen? Und nun gar Nähen, was sogar ich, die ich keine feinen Eltern und kein schönes Gesicht gehabt habe, nur so zur Not kann.

„Ich nähe also und sie jammert darüber, will es auch können, sticht sich dabei aber in einem fort in ihre hübschen Fingerchen, daß es blutet und die Leinwand schmutzig wird. Darüber, daß sie nicht nähen kann, thut sie ganz verzweifelt und ich lache sie aus. Das Gesicht, das sie machte! Ich wurde gleich still, als hätte ich einen Schlag auf den Mund bekommen. Und sie klagte: ‚Zu nichts bin ich nutze, nichts kann ich! Nun mußt du gewiß die Nächte aufsitzen, nur um so viel zu verdienen, damit wir beide nicht Hungers sterben! Und ich sehe dir zu, esse dein Brot, nähre mich von deiner Hände Arbeit und lasse es mir gefallen. Jetzt sehe ich ein, wie gut er mich kannte, und wie recht er hatte, mich fortzuschicken. Denke dir, Ninetta, als ich zu ihm ging, hatte ich mir vorgenommen, für ihn zu kochen und zu waschen und sonst alles zu thun, was eine Frau im Hause für einen Mann thut, und hatte mir alles so herrlich ausgedacht. Er aber wußte, wie es kommen würde, er wußte, daß ich nur für ein Leben tauge, darin das ganze Jahr über Karneval ist, daß ich, sobald es Aschermittwoch geworden, andern Leuten nur noch eine Last und Sorge sein würde. Hatte ich ihm doch hundertmal gesagt, daß ich möchte, es gäbe jahraus, jahrein nur Freude, Spiel und Lustbarkeit. Es ist ein recht schändliches Leben, das ich führe.‘

„Ich redete, was ich konnte, um ihr solche närrischen Gedanken aus dem Kopfe zu treiben; doch sie blieb dabei: sie müsse sich hassen und verachten. Denn sie würde niemals lernen, ein Taschentuch zu säumen, einen Strumpf zu stricken oder sich auf andre ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen. Da wurde ich ernstlich böse: wozu sie mit ihrem hübschen, weichen Patschchen denn arbeiten wollte, solange

ihre Ninetta noch die häßlichen, braunen Hände rühren könnte? Denkt Euch das Kind! Auf einmal nahm sie meine Hand und küßte sie. Ein solches liebes, allerliebstes Närrchen war sie!

„Uebrigens war es an jenem Tage das letzte Mal, daß sie von diesen Dingen sprach; sie wußte wohl, wie wehe sie mir damit that, und sie war so gut gegen ihre alte Ninuccia, hätte ihre alte Ninuccia am liebsten auf ihren Händchen getragen. Bald darauf mußte ich ihr mitteilen, daß wir in einer Woche aus der Wohnung heraus müßten. Denn wie Ihr Euch erinnern werdet, gehört dieses Haus dem Signor Carluccio, und ließ uns Signor Carluccio für das hübsche Appartamento keinen Soldo zahlen; doch weil wir ihn nicht zum Manne nehmen wollten, sollten wir jetzt heraus.

„Ich merkte wohl, daß sie es gänzlich vergessen hatte. Sie schauderte zusammen, als ob das Fieber sie schüttelte, sagte kein Wort, saß den ganzen Tag in der Küche beim Fenster, schaute in den Hof hinunter und war so in Gedanken versunken, daß sie gar nicht hörte, wenn ich sie ansprach. So wunderlich trieb sie es fast eine halbe Woche lang, bis zwei Tage vor dem Sonnabend, an dem wir ausziehen sollten.

„Am Freitag morgen gehe ich aus, um meine Näherei fortzutragen, vergesse etwas, kehre noch einmal um und finde sie, wie sie sitzt und einen Brief schreibt. Ich denke, es ist ein Abschiedsbrief an Euch, frage sie daher nicht und mache, daß ich wieder fortkomme. Später, glaubte ich, würde sie mir den Brief geben, ihn auf die Post zu tragen; aber sie mußte das wohl selbst besorgt haben, denn sie sagte mir kein Wort.

„Nun stellt Euch meinen Schrecken, mein Staunen und meine Ueberraschung vor, als es noch am späten Abend klingelt. Und wer war es? Kein andrer, als der Signor Carluccio, prächtig ausgeputzt und mit einem Gesicht, daß ich bei mir denken mußte: Die Madonna vergebe dir die Sünde! Diesem abscheulichen Menschen hast du deine süße Lalina zur Frau geben wollen! Ich freue mich ordentlich,

daß wir lieber in aller Not und in allem Jammer geblieben waren und bleiben wollten, als den Signor Carluccio zum Manne zu nehmen, will ihn gar nicht zu meinem liebsten Fräulein hereinlassen und sage ihm, er möchte seiner Wege gehen, es wäre noch nicht morgen; morgen sollte er wiederkommen, morgen könnte er uns auf die Straße werfen lassen. Jetzt wollten wir Ruhe vor ihm haben.

„Und ich denke nicht recht zu hören, wie der Mensch laut zu lachen anfängt, als ob er in der Komödie säße; das gefiele ihm von der Lala, daß sie es mir nicht auf die Nase gebunden hätte. Und denkt Euch, der Brief, den ich sie hatte schreiben sehen, war an den Signor Carluccio gewesen, und in dem Briefe hatte gestanden, daß sie seine Frau werden wollte. Nun war der Bräutigam gekommen und nun sollte schon nach vierzehn Tagen die Hochzeit sein.

„Ach mein armes, süßes, thörichtes Herzblatt, was hattest du dir anthun wollen — um deiner alten, dummen Ninetta willen!

„Wie ich noch immer mit ihm in der Thür stehe, ihm nicht glauben will, sondern ihm ins Gesicht sage, daß er ein Lügner sei und daß meine Lala eher in den Tiber spränge, bevor sie ihn zum Manne nähme — seht, da kommt sie selbst, blaß und still, mit einem Gesicht wie eine Heilige, nickt mir freundlich zu und sagt: ‚Laß doch den Signor Carluccio hereinkommen; er will zu seiner Braut. Verzeih mir, daß ich dir nichts davon verraten habe.‘

„Und richtig, ich muß den Signor Carluccio in unsern Salotto eintreten lassen. Sie begrüßte ihn und sagte ihm etwas, das ich nicht verstand; denn wie Ihr Euch denken könnt, sauste es mir vor den Ohren. Nach einer Weile besann ich mich wieder auf mich selbst; da saßen wir drei im Salotto und ich hörte von neuem ihre süße Stimme. Sie sagte: ‚Es ist so, wie ich Euch geschrieben habe; lieben thue ich Euch nicht und lieben werde ich Euch niemals, denn mein Herz gehört nicht mehr mir, sondern einem andern, der

es mir nicht wieder zurückgibt. Wollt Ihr mich trotzdem zur Frau haben, so bin ich bereit, Eure Frau zu werden.'

„Und richtig, er wollte sie trotzdem zur Frau haben. Und richtig, es blieb dabei, und in zwei Wochen sollte die Hochzeit sein.

„Ihr könnt Euch denken, daß ich die beiden nicht einen Augenblick allein ließ; aber das konnte ich nicht hindern, daß er ihr den Bräutigamskuß gab. O heilige Mutter Gottes! Sie sah aus und zitterte, als sollte ihr ein Messer ins Herz gestoßen werden, und ich schnitt auch ein Gesicht. Darauf machte er, daß er fortkam.

„Als wir allein waren, brachte ich kein Wort über meine Lippen, sondern that nichts, wie ächzen, stöhnen und schluchzen. Ach, lieber Signor Guglielmo! Da war sie so, wie sie sonst immer gewesen, wenn ich böse that und sie mich wieder gut haben wollte. Nun, Ihr kanntet sie ja.

„So blieb sie, bis wir zu Bett gingen. Ich that, als schliefe ich gleich ein, und dachte: Jetzt wird das Weinen und Jammern anfangen. Aber keinen Laut bekam ich zu hören, so daß mir zuletzt angst und bange ward, daß ich leise aufstand und zu ihrem Bett schlich. Da lag sie, der Mond schien auf ihr süßes Gesicht, sie hatte die Augen weit offen und merkte nicht einmal, daß ich neben ihr stand.

„Am andern Morgen wollte sie wieder so heiter thun. Als es jedoch um die Mittagszeit klingelte, wurde sie ganz weiß im Gesicht und bat mich, sie um Himmels willen nicht mit ihrem Verlobten allein zu lassen. Er brachte ihr Blumen und Süßigkeiten, einen prächtigen Schmuck, den ich ihr sogleich umthun mußte. Ach, wie hätte sich das arme Ding über die Perlen und Juwelen gefreut, würde ein andrer sie ihr geschenkt haben! So aber stand sie da und sah aus, als wenn sie lieber einen Strick um den Hals trüge, als diese Rubinen und Smaragden oder was es für Herrlichkeiten sein mochten. Deshalb konnte denn auch ich keine Freude daran haben.

„Signor Carluccio war kaum zur Thüre hinaus, da riß sie sich schon die Ketten, Armbänder und Ringe ab, und die Blumen mußte ich hinunter in den Hof werfen. Eure Rosen, die ersten, die Ihr dem armen Liebchen brachtet, hatte sie unter ihrem Madonnenbilde aufgehoben, und jetzt nimmt sie die Blumen mit sich in die Ewigkeit, so daß Ihr sie dereinst, wenn es wirklich so kommen sollte, wie sie mir vor ihrem Tode gesagt hat, mit Euren Rosen in der Hand wiedersehen werdet.

„Nun kam eine schwere Zeit. Er gab mir Geld, viel Geld, so daß wir hätten in Herrlichkeit und Freuden leben können; jeden Morgen kam er und brachte die prächtigsten Geschenke, und nicht vorstellen könnt Ihr Euch, wie verliebt er war, und wie zärtlich er that, obgleich er sie seit jenem ersten Abend nicht mehr hatte anrühren dürfen. Denn dafür sorgte ich; so lange als möglich wollte ich das arme Täubchen vor dem alten Vogelfänger bewahren. Auch sonst hatte ich den Kopf voller Sorgen. Ich bestand nämlich darauf, daß ein Kontrakt gemacht wurde, und darin mußte ihr ein Wagen verschrieben werden, die Loge im Apollo und die Reise ins Meerbad und die Villeggiatur in Frascati. Er setzte ihr auch alle diese schönen Dinge ohne Widerrede aus und ich muß Euch sagen, daß ich selbst dachte, jetzt wird sie sich trösten, jetzt könnte sie doch verständig werden, jetzt muß sie zufrieden sein. Denn ein solcher Kontrakt — wie eine Prinzessin, sage ich Euch! Aber ein so wunderliches Geschöpf war sie: Nicht einmal aus dem Wagen und dem Palazzo machte sie sich etwas. Man sollte es nicht glauben.

„Daß sie einer Sterbenden ähnlicher war, als einer glücklichen Braut, mußte auch Signor Carluccio erkennen. Er meinte, das käme von den Nerven, das werde sich bald geben, und schickte ihr einen Arzt. Diesem klagte sie nur, daß sie keine Nacht schlafen könnte, und bat ihn um ein Mittel, das der Mann auch verschrieb. So oft ich nun des

Nachts nach ihr sah, lag sie mit geschlossenen Augen wie in tiefem Schlafe, und nicht ein einziges Mal hörte ich sie seufzen, so daß ich mich noch freute, wie gut das Schlafmittel wirkte. Trotzdem ward sie mit jedem Tage bleicher und wunderlicher.

„Was für einen Tag haben wir heute? Ach, Madonna, mein Kopf! Richtig, heute haben wir Freitag, und morgen sollte der Hochzeitstag sein und am Mittwoch war es; nämlich, daß die Schneiderin ihr das Hochzeitskleid brachte: eine Herzogin hätte darin getraut werden können. Sie zog es an und sah darin aus wie eine Heilige — auch so blaß. Die Schneiderin meinte nachher zu mir, eine solche Braut wäre ihr noch nicht vorgekommen, ein solches Kleid und ein solches Gesicht. Als die Frau fort war, zog sie sich gleich wieder aus und sagte: ‚Wenn ich sterben sollte, möchte ich lieber das andre Kleid angezogen bekommen. Die Madonna wird mir gewiß nicht böse sein, wenn ich in dem armen bunten Röcklein zu ihr komme, in dem ich ihm gefallen habe und glücklich gewesen bin. Ach, mein liebes Kleid!‘ Ich mußte ihr das seidene Gewand aus den Augen schaffen und das alte Kleid herbeibringen. Als sie es sah, fing sie an zu weinen und sagte: ‚Könnte ich es doch bald anziehen, recht bald.‘ Mittags kam, wie gewöhnlich, der Bräutigam, und denkt Euch, weil so bald Hochzeit gemacht werden sollte, ließ er sich sogar durch meine Gegenwart nicht mehr abhalten, sie zu umarmen und zu küssen, was sie erleiden mußte und auch erlitt, aber nicht anders, als ob sie ein Bild sei. Endlich bekomme ich ihn fort, schließe die Thür hinter ihm zu, und da ich wieder ins Zimmer zurückkomme, liegt sie am Boden, daß ich denke, sie ist tot. Sie lebt aber und kennt mich und schlingt die Arme um mich und sagt in einem fort vor sich hin: ‚Ich kann nicht, ich kann nicht.‘

„Als ich sie so verzweifelt sah und kein andres Wort aus ihr herausbekam, kauerte ich mich zu ihr nieder und flüsterte ihr zu: Wenn sie Euch denn gar so schrecklich lieb

hätte, sollte sie es doch machen, wie so viele andre Frauen: den einen Mann nehmen und den andern. Der andre würde ja wohl wiederkommen.

„Da hättet Ihr sie sehen sollen. Als ob ich ihr geraten hätte, der heiligen Jungfrau in San Carlo den Schleier zu stehlen. Sie erhob sich und machte ein Gesicht wie eine Königin, ließ mich stehen, sprach nicht mit mir, sah mich nicht an, ging ins Schlafzimmer und schloß sich ein. Ihr könnt Euch denken, wie mir zu Mute war. Weil sie mich dauerte und weil ich ihr so schrecklich gern helfen wollte, und weil es gar nichts so Schlimmes war, hatte ich ihr raten wollen, Euch später einmal wiederzusehen. Und darüber that sie so! Ich lag im Salotto vor der Thür und weinte und bat; aber sie blieb stumm machte mir nicht auf und zerriß mir das Herz.

„Bis zum Abend blieb ich vor ihrer Thür, bis zum Abend öffnete sie mir nicht. Dann kam sie heraus, den Schleier um den Kopf, mit dem Buch und dem Agnus in der Hand und sagte in ihrer alten freundlichen Art: ‚Mache dich zurecht, wir wollen nach San Carlo. Ich möchte beichten und morgen die Kommunion nehmen.‘

„Darüber ward ich von Herzen froh. Alle Tage hatte ich in sie hineingeredet, daß sie beichten sollte, was ihr gewiß die Seele erleichtern würde; aber sie hatte mich immer umsonst reden lassen. Schnell nahm ich also mein Tuch und wir begaben uns auf den Weg. Ehe sie aber in die Kirche tritt, will sie noch einmal im Korso das Haus sehen, darin Ihr zum Karneval den Balkon gemietet hattet. Und sie steht davor und sieht hinauf, bis ich ihr sagen mußte, wenn sie nicht schnell käme, würde es für heute mit der Beichte zu spät. Da seufzte sie recht von Herzen auf, wischte sich eine Thräne aus den Augen, und wir machten, daß wir in die Kirche kamen, wo denn auch bald ein Beichtstuhl leer ward; und während sie dem Priester ihre Sünden

bekannte, betete ich inbrünstig, daß die Madonna ihr beistehen möchte.

„Es dauerte lange, bis unser armer Engel mit der Aufzählung ihrer Sünden zu Ende kam. Wir waren die letzten in der Kirche, in der es schon ganz dunkel war, nur das Lämplein brannte. Der Küster kam, klirrte mit den Schlüsseln und brummte über die lange Beichte, und daß die Menschen so viele Sünden hätten, besonders die Frauenzimmer.

„Nun, einmal muß auch der größte Sünder mit seiner Beichte fertig sein, und endlich war auch unsre Lalina damit fertig. So gingen wir denn und der Küster schloß hinter uns zu. Es fiel mir auf, daß sie so langsame, langsame Schritte machte und den Schleier tief ins Gesicht hineingezogen hatte. Da sie mit ihren Gedanken wohl noch bei den frommen Worten des Priesters war, wollte ich sie nicht stören und that keinen Laut. Erst als wir wieder zu Hause waren, fragte ich: ‚Kannst du denn morgen kommunizieren?‘

„Sie darauf: ‚Nein.‘

„Und ich: ‚Wann dann?‘

„‚Gar nicht.‘

„Ueber diese Antwort war ich so erschrocken, daß ich sie noch einmal fragte: ‚Wann kannst du denn kommunizieren?‘

„Und sie wiederum: ‚Ich kann gar nicht kommunizieren.‘

„Als sie sah, daß ich sie nicht verstand, sagte sie's mir: ‚Es ist so: Deine Lalina, meine Ninetta, ist eine zu große Sünderin; solange sie den Fremden liebt, ist sie nicht würdig des allerheiligsten Sakramentes, und da sie nie aufhören wird, den Fremden zu lieben, wird sie des allerheiligsten Sakramentes niemals würdig sein. Sollte ich aber sterben und den Fremden auch im Tode noch über alles lieb haben, so würde ich verdammt. Da nun auch er, weil er kein Christ ist, schwerlich aus dem Fegfeuer herauskommen wird, so werden wir zusammen die ewigen Qualen erleiden. Ich fürchte mich gar nicht davor; und weißt du, was ich mir aus-

gedacht habe? Ich will ihn recht oft anlächeln und ihm vorplaudern und ihm vorsingen, dann wird er gewiß die schrecklichen Schmerzen aushalten können.‘

„Ach, Herr, Herr, das schien mir von allem Unglück das größte zu sein, daß auch ihre Seele Schaden gelitten haben sollte und der Priester sie für so sündig befunden hatte, daß er ihr das Heiligtum verweigern mußte. Und was sagt Ihr dazu? Sie war ganz ruhig darüber, bedurfte gar nicht des Trostes und that, als ob nun alles klar und in Ordnung wäre, und die ewige Verdammnis mit Euch zusammen ewige Freude und Lust. In der Nacht merkte ich aber doch, wie es mit ihr stand; denn obgleich sie wieder das Mittel genommen, konnte sie doch keinen Schlaf finden, lag, seufzte und schluchzte. Aber Herr, sie seufzte und schluchzte nicht ihretwegen, sondern um Euch: weil Ihr kein Christ wäret und deshalb in Ewigkeit brennen müßtet.

„Wegen der schlechten, angstvollen Nacht, die ich hatte, schlief ich erst vor dem Morgen ein, erwachte erst am hellen Tage. Und ich denke, ich schlafe noch immer und träume; denn in der Küche höre ich die Lala singen, das lustige Lied von der Ninetta, die sich zu Tode schlief. Es war Euer Lieblingsstück.

„Ich auf und in die Küche! Da ist das Kind, hat aus dem Salotto den Tisch herübergeschleppt, an das Fenster, Ihr wißt! hat Rosen darauf gestreut und unsre beiden Teller, unsern zerbrochenen Topf, das Glas darauf gesetzt und das Paar Messer und Gabeln zwischen die Blumen gelegt, alles accurat so, wie es damals gewesen! Und denkt Euch, Feuer hat sie angemacht und Hammelkoteletten hat sie gekauft und Salat, Latuga, und eine zuppa inglese und vino dolce! Und stellt Euch vor: die Hammelkoteletten brieten schon auf dem Rost; denn es war beinahe Mittag.

„Herr, meinen Schrecken! Weil ich nicht anders glaubte, als daß sie ihren Verstand verloren hätte. Sie aber lacht

und freut sich, fällt mir um den Hals und küßt mich und lacht wieder und freut sich wieder. Als wir dann bei Tische sitzen und essen, erzählt sie mir, wie sich alles zugetragen hat. Früh morgens war sie aufgestanden und ganz allein nach San Agostino gegangen, wo, wie Ihr wißt, das wunderthätige Muttergottesbild ist. Vor diesem hatte sie gebetet, und sie hatte der Madonna alles gesagt, von ihrer Liebe zu Euch und wie sie dermaleinst deshalb verdammt werden sollte. Und sie hatte die Himmelskönigin angefleht, ihr gnädig zu sein und für sie und für Euch Fürbitte zu thun. Denkt Euch: Und das Gnadenbild hatte zu dem Flehen unsers Engels das Haupt geneigt: sie sollte in Frieden dahingehen, ihre Bitte würde erhört werden.

„Und nun dieses Glück!

„Deshalb hatte sie für mich und für sich das Festmahl hergerichtet, denn nun sei alles gut.

„‚Du mußt den Leuten die Sachen bezahlen, ich hatte kein Geld mit und sagte ihnen: Die Ninetta wird es bringen; aber bezahle es nicht von dem Gelde des Signor Carluccio. Ich weiß, du hast noch das Geld von deiner letzten Näherei. Und höre, meine Ninetta: du wirst niemals Mangel leiden in deinem Leben, der Signor Carluccio wird immer gut gegen dich sein; ich habe ihn darum gebeten und er hat es mir versprochen.‘

„Ich schalt sie: was das für Reden seien. Aber was sie mit diesen Reden meinte, das zu denken, war mein alter Kopf zu dumm. Es würde wohl auch nichts geholfen haben.

„Einmal sagt' ich: ‚Daß heute der Signor Carluccio gar nicht kommt!‘

„Sie meinte: ‚Nein, der kommt heute nicht.‘

„Ich fragte sie: ‚Woher willst du das wissen?‘

„‚Das weiß ich. Ich habe ihn durch die Nachbarin bitten lassen, erst heute abend zu kommen. Bis dahin wollen

wir glücklich sein, recht glücklich! Hast du wohl so viel Geld, daß wir ausfahren könnten?'

„Das hatte ich, und sie freute sich auf die Fahrt mit mir wie ein Kind auf die Befana. Wir gehen auf die Piazza di Spagna, denn nur von dort wollte sie einen Wagen haben, verhandeln ein langes und breites mit einem Kutscher und nehmen den Wagen für eine Fahrt nach Ponte Molle hinaus. Sie redet und plaudert in einem fort, von Euch, und welch ein Galantuomo Ihr wäret und von mir, und wie lieb sie mich hätte. In der Via Babuino begegnet uns ein Leichenzug, der Wagen hält, um den Kondukt an uns vorüber zu lassen, und wir betrachten uns die Sache. Das Kind wird ganz still, sieht mit großen Augen auf den Zug, seufzt und meinte nachher: ‚Wie der Mensch nur sterben kann, Nina? Es ist so schön auf der Welt, und wäre es nur, um die Sonne scheinen zu sehen.'

„Es dauerte aber nicht lange, so schien auch bei ihr wieder die Sonne. Bei Ponte Molle stiegen wir aus, ließen den Wagen halten und gingen auf die Wiesen, die voller Blumen standen. Sie lief immer hin und her und fragte immer wieder, ob ich die Vögel singen hörte, ob ich glücklich wäre? Dann warf sie sich auf den Boden, daß die Tazetten und Anemonen über ihrem süßen Gesichtchen zusammenschlugen und rief: ‚Ach, wie thut das gut, so still dazuliegen und auszuruhen. Weißt du, Ninuccia, auch das Sterben muß schön sein; wenigstens ist es schön, wenn man tot ist.'

„Zuletzt pflückte sie Blumen, soviel sie tragen konnte. In der Küche stehen sie noch und sind so frisch, als ob sie eben erst gepflückt wären, und sie — —

„Aber sie hatte am letzten Tage ihres Lebens noch eine rechte Freude am Leben. Als wir dann wieder nach Hause kamen, es mochte ungefähr die einundzwanzigste Stunde sein, klagte sie, daß sie sich schrecklich müde fühlte und

daß ihr der Kopf weh thäte: sie wollte sich gleich zu Bett legen. Wenn ihr Bräutigam käme, sollte ich sie ja nicht wecken, und ich möchte heute nacht doch nicht so bald zu Bette gehen, weil sie dann aufwachen und am Ende nicht mehr einschlafen würde, und ich wüßte ja, was morgen für ein Tag wäre — —

„‚Gute Nacht, Ninetta.‘

„Sie geht aber nicht, sondern steht immer noch und sieht mich an, nickt mir beständig zu und sagt: ‚O du gute, gute, gute Ninetta! Nicht wahr, du bist deiner Lalina jetzt nie mehr böse, verzeihst ihr allen Kummer, den sie dir jemals in ihrem Leben zugefügt hat, und daß sie ein solcher Eigensinn ist, der immer seinen harten Kopf durchsetzen möchte.‘

„Und nun geht sie in ihr Schlafzimmer, will sich aber nicht von mir auskleiden lassen, sondern schickt mich gleich fort. Ich setze mich in die Küche, und weil es mir gar so einsam und traurig zu Mute war, besuche ich im Hause eine Nachbarin, mit der ich mir denn auch das Herz etwas leichter schwatze. Als es dunkel wurde, passe ich dem Signor Carluccio auf, sage ihm, daß er mein Fräulein heute nicht mehr sehen könnte und weswegen nicht, und freue mich, weil er in vollem Zorne fortgeht. Dann bleibe ich noch bei der guten Frau Angelina bis spät in die Nacht, und damit ich meinen Liebling nicht im Schlafe störe, warte ich noch eine ganze Weile im Salotto. Wie ich dann nach Mitternacht ins Zimmer komme — ach, Herr, Herr — —

„Sie mußte im Todeskampf aus dem Bett gefallen sein, und wie ich sie aufheben wollte — nicht einen Seufzer that sie mehr.

„So hatte es kommen müssen!“

Ninetta schwieg. Sie wartete, ob Wilhelm etwas sagen würde; aber der regte sich nicht. Da schlich sie auf den Zehen hinaus und ließ die beiden allein.

Das Gelöbnis.



Erstes Kapitel.

Im Jahre 1798 war die ganze Romagna von französischen Truppen besetzt. Eine eiserne Faust griff in die Wirren des Kirchenstaates ein; statt des römischen Krummstabes herrschte der Wille Berthiers, des neu ernannten Oberbefehlshabers der italienischen Armee.

Der neue Machthaber organisierte ein ganzes Heer von Polizisten, das er gegen die Briganten aussendete. In den Abruzzen, den Volsker-, Aequer- und Hernikerbergen, ebenso wie im Neapolitanischen, war beinahe jeder Landmann auch Bandit. Der Brigantaggio galt für ein durchaus ehrliches Gewerbe, für ein Gewerbe, das seinen Mann nährte. Keine Sünde wurde in der Beichte bereitwilliger vergeben, als Straßenraub, Ueberfall oder — Mord. Was soll man dabei thun? dachten die ehrwürdigen Väter philosophisch und schlugen eiligst das Kreuz über dem Sünder. Die meisten Banden, häufig aus der gesamten Einwohnerschaft bestehend, hielten sich ihren eignen Geistlichen. Dieser begleitete sie auf ihren Raubzügen, kommunizierte die Sterbenden, vergab den Lebenden. Und die Angehörigen beklagten den Gefallenen nur dann überaus leidenschaftlich, wenn er ohne letzte Oelung, also ohne Vergebung seiner Sünden gestorben war. In solchen Fällen nahmen die Totenklagen den Charakter korsischer Wildheit an. Ein Mord, den Verrat oder Rache hinterlistig und heimtückisch vollbracht, forderte nach der allgemeinen Anschauung vornehmlich deshalb so

gebieterisch blutige Vergeltung, weil dem also Getöteten bei seinem plötzlichen Tode die Möglichkeit der Versöhnung mit der Gottheit und damit auch das ewige Leben genommen worden war. Der Brigant pflegte daher, um für alle Fälle gerüstet zu sein, sehnlichst nach dem Sakrament zu verlangen und seine Seele durch ein Gelöbnis der Fürbitte der Heiligen zu empfehlen.

Nicht diese, tief im Charakter des Volkes eingewurzelten Zustände suchte der französische Gewalthaber auszurotten; aber er hielt Jagd auf die Banditen und ließ sie füsilieren, wo seine Soldaten sich ihrer bemächtigten. Noch fürchterlicher machte er sich den Italienern, indem er den Erschossenen das Begräbnis verweigerte, bei den Leichnamen Wachen aufstellte und jeden des Todes schuldig erklärte, der versuchte, die Gefallenen zu begraben.

„Marji! Marji!“ kreischte eines Abends eine schrille Weiberstimme aus der Thür eines der elendesten Steinhaufen über die Gasse. Diese mündete auf die Felskuppe, wo in das Gestein die Cisterne eingesprengt war. „Marji! Marji!“

Ein wilder, unartikulierter Schrei gellte als Antwort zurück.

„He, Benvenuta, was ist?“ fragte eine Nachbarin, ihren Kopf aus der Thür steckend.

Sogleich tauchten in der Dämmerung von allen Seiten verschiedene Frauenköpfe auf. Marjis Mutter trat auf die Straße und war im nächsten Augenblick bereits umringt.

„Was will denn dein Mann? — Treibt er schon nach Olevano hinauf? — Warum hat er dich nicht herunterkommen lassen? — Cencio Ponzo ist mit ihm gekommen. — Hat er dies Jahr genug Kohlen gebrannt? — Ist das ein Bürschchen! — Drinnen sitzt er mit seiner Mutter. — Laßt doch Benvenuta reden!“

„Madonna!“ seufzte diese. „Der Cencio will unsre

Marji zur Frau. Unterwegs hat er meinen Mann getroffen und die Sache mit ihm abgemacht."

Sie schlurfte ins Haus zurück, und die Weiber steckten die Köpfe zusammen. „Der Cencio Ponzo bekommt sie. Wer hätte das gedacht? — Ach, die Arme, den Cencio! — Warum sollt's der nicht sein? — Ein Kohlenbrenner! — Ihr Vater ist Hirt. Achtzehn Jahr ist er, Marji sechzehn. — Die Madonna sei gelobt, daß Bastiano Leste nicht da ist. — Den Bartolo Zizzi wird's wild machen! — Ich dachte immer, Orso Marsano würd' sie nehmen. Wo ist der jetzt? — Im Buschwald. Die Sbirren sind hinter ihm."

Marji kam. Die Weiber verstummten und traten in ihre Häuser.

Die kleine, schmächtige Gestalt hob sich scharf und dunkel ab von dem flammenden Abendrot, das, soviel davon zwischen den düsteren Mauern sichtbar war, wie ein blutiger Vorhang den Himmel bedeckte. Die Arme übereinander geschlagen, trug sie auf dem Kopfe den hohen kupfernen Wasserkrug. Sie schritt so fest und ruhig, daß aus dem bis zum Rande gefüllten Gefäß kein Tropfen verspritzte. Gar zu gern hätten die Weiber ihr die große Neuigkeit mitgeteilt. Aber aus dem Hause schrie Benvenuta zum drittenmal nach ihrer Tochter. Marji hielt eine Antwort für überflüssig.

Als sie eintrat, brannte das Herdfeuer in ungewöhnlicher Helle; ihr Vater, Cencio Ponzo und seine Mutter saßen daran. In ihrem Winkel kauerte die hundertjährige, blödsinnige Großmutter des Hirten, die „Nonna". Benvenuta schloß hinter Marji die Thür.

Marji nahm den Eimer vorsichtig vom Kopfe, stellte ihn an seinen Platz und sagte erst dann: „Guten Abend." Seit einem Jahre hatte sie ihren Vater nicht gesehen. Aber sie äußerte weder Freude noch Erstaunen; das erwartete auch niemand von ihr.

Langsam kam sie bis zum Herde vor und gab ihrem Vater die Hand. Einen Augenblick fiel der Glutschein grell auf ihr Gesicht, welches wie das eines Kindes war. Dann wendete sie sich ab, Cencio Ponzo zu, den sie aus ihren düsteren Augen anblitzte, um den Blick sofort zu senken. Nun trat sie wieder zurück und stand stumm und regungslos.

Cencio wollte aufstehen und zu ihr gehen; aber Marjis Vater winkte ihm, an seinem Platze zu bleiben. Cencio war ein hübscher, schlanker Bursche, mit schwarzen, schwermütigen Augen und mädchenhaft weichen, roten Lippen. Er hatte sich festtäglich angezogen: eine kurze, dunkelblaue Hose von grobem Zwillich und eine feuerrote Weste, darüber der breite Hemdkragen fiel. Eine Jacke trug er nicht.

Marjis Vater, wie alle Hirten in Ziegenfell und Schafpelz gekleidet, begann in feierlicher Weise: „He, Marji!"

Diese regte sich nicht. Unverwandt sah sie hinüber, wo in der dunklen Ecke die schemenhafte Gestalt hockte. Ihr Vater besann sich eine Weile, dann fuhr er fort: „Da ist Cencio Ponzo, der mit mir gesprochen hat. Und ich habe mit seiner Mutter gesprochen. Seiner Mutter ist es auch recht. Darum kannst du ihn zum Manne nehmen. — He Marji!"

Die Angerufene wandte ihre Augen langsam von dem lebendigen Spukbild der Nonna ab und ihrem Vater zu; aber sie sagte nichts. Auch erwartete das niemand von ihr. Jetzt stand Cencios Mutter auf, nahm das Mädchen bei der Hand und führte es ihrem Sohne zu. Benvenuta begann zu seufzen und: „Madonna mia!" zu murmeln.

Der Bräutigam erhob sich, ließ sich die Braut übergeben und nannte dabei dem Vater mit lauter Stimme die Summe, die er diesem für die Tochter zahlen wollte. Marjis Vater erwiderte: „Dagegen gebe ich jedes Jahr einen fetten Jährling, eine Kopflast Käse und die guten

Felle dreier Hammel," worauf beide sich dem Feuer zuwandten und zusammen in die Flammen hineinsprachen: „Sollen wir sein verdammt, und soll unser Leib gehören dem Messer des Vergelters, unsre Seele den Flammen des Fegfeuers, thun wir nicht, wie wir gelobt über diesem heiligen Brand im Namen —"

„Des Vaters, des Sohnes und der Jungfrau," fielen die beiden Weiber lamentierend ein. Aus der Ecke ward ein heiseres, sinnloses Bellen vernehmbar, auf das niemand acht gab.

Nun durfte Benvenuta die Thür öffnen, und nicht lange, so war die Höhle mit jungen und alten Weibern angefüllt. Auch was an Männern in Rocca Priora anwesend, kam allmählich herbei. Bis hinaus auf die Gasse drängten sie sich. Einer brachte seinen Dudelsack mit, einige Knaben liefen nach ihren Rohrpfeifen, und die schöne Annunziata erschien mit dem Tamburin. Marji stand stumm im Kreise ihrer Altersgenossinnen; Cencio trat zu den Männern.

Jetzt bereiteten die beiden Mütter des jungen Paares unter allgemeiner Teilnahme von seiten der Frauen das Verlobungsmahl. Der Hirt hatte von seiner Herde ein Schaf mitgebracht, der Kohlenbrenner von Monte Compatri ein Fäßchen Wein. Das Schaf wurde von den Weibern mit Rosmarin und Knoblauch gefüllt und dann unzerteilt an einem Schaft aus Olivenholz am Feuer gebraten; der Wein erhielt reichliche Wässerung. Man schmauste und trank. Dann wurde unter den Tönen des Dudelsacks, der Pfeifen und des Tamburins zum Saltarello angetreten.

Den ersten Tanz that das Brautpaar.

Ein dichter Kreis bildete sich um die beiden, und alle waren erwartungsvoll. Denn nun würde man erfahren, wie die Braut dem Bräutigam gesonnen sei. Als Cencio so viele Augen auf sich gerichtet fühlte, ward er ganz blaß

er warf einen scheuen Blick zu Marji hinüber, konnte jedoch bei ihr keinerlei Erregung gewahren. So leidenschaftlich als er vermochte, begann er um sie zu werben.

Um es gleich zu sagen: die Zuschauer fühlten sich enttäuscht. Marji zeigte weder besondre Zuneigung, noch besondre Abneigung. Ihr Tanz war so zierlich und so gleichmütig, wie sie selbst. Sie hielt die Augen fest auf den Boden geheftet, stemmte beide Arme in die Hüften, neigte sich anmutig und überließ die Hand ihrem Werber, so oft dieser sie begehrte. Auch im leidenschaftlich bewegten Zusammentanzen verzog sie keine Miene.

Während ihrem Partner der Schweiß über das glühende Gesicht lief, blieb das ihre blaß und kühl. Niemand konnte ihr aus ihrem Gebaren irgend welchen Vorwurf machen, niemand irgend welchen Schluß daraus ziehen. Sie hatte sich dem Brauche vollständig gefügt, ohne dabei eine eigne Empfindung geäußert zu haben.

Der Tanz wurde allgemein; Marji mußte mit jedem Burschen antreten.

Aus einem Winkel hervor belauerte Cencios Mutter mit den Augen eines Raubtieres jede Bewegung der Braut. Einer oder der andre der Jünglinge drückte im Tanze, allen verständlich, seine Leidenschaft für sie aus; aber Marji tanzte mit jedem genau so, wie sie mit ihrem Verlobten getanzt. Solche Gleichgültigkeit erhitzte das Blut der Burschen, und das nächtliche Fest endete, wie gebräuchlich, mit einigen Messerstichen, die jedoch nur Schrammen hinterließen. Auch der Bräutigam blutete. Seine Mutter stieß ein Wutgeheul aus, in das die Frauen ihrer Familie und Partei einstimmten. Benvenuta schrie am lautesten. Nur Marji blieb still; doch verband sie die Wunde und sprach dazu: „Verflucht sei die Hand, die diese Wunde schlug!“

So wollte es der Brauch.

Zweites Kapitel.

Rocca Priora ist eins der am höchsten und wildesten gelegenen Bergdörfer des Kirchenstaates. Es liegt auf einem steilen und kahlen Gipfel der tuskulanischen Hügelkette, am südlichen Rande der Campagna, dort, wo sich diese zwischen dem Aequergebirge und der Sabina wie ein breites Thal der neapolitanischen Grenze zuzieht. Das Dorf besteht aus einem Haufen niedriger, schwärzlicher Häuser, die auf der engen Felskuppe sich möglichst dicht zusammendrängen, einer Herde erschrockener Schafe gleich, über welcher der Geier schwebt. Sie haben flache Dächer, und nicht alle besitzen Fenster, sondern meistens nur thürähnliche Oeffnungen, die nicht immer verschließbar sind. Mächtig ragt in der Mitte der Dom auf, der Stolz und Glanz des Ortes. Vor der prächtigen Treppe des Heiligtumes befindet sich eine winzige „Piazza“, um welche herum die höchsten Häuser aufgemauert sind. Aus mancher dieser trostlosen Wände bricht leuchtend der Stumpf einer Marmorsäule, der zertrümmerte Leib einer Statue hervor. Rings um die Felsentreppe häufen sich gewaltige Peperinquadern auf, und unter Brombeergesträuch, Farren und Ginster kommt das Pflaster einer antiken Straße zum Vorschein.

Die Straßen Rocca Prioras gleichen tiefen Furchen, die in der Regenzeit zu hochangeschwollenen Bächen werden, bei trockenem Wetter jedoch der Einwohnerschaft als Kloaken dienen, in deren Pfützen sich Schweine wälzen, deren Dünger Hühner und wenig bekleidete Kinder bevölkern. Vor der Stadt, wo diese Gassen ins Freie führen, strahlt es auf. In unübersehbarem Wellenschlage wälzt sich tief unten das römische Land hin, bis in das wirkliche Meer hinein, bis an das ferne, sanfte Hügelgestade des Ciminiwaldes, bis zu den stolzen Felsen der Sabina. Wie eine

steinerne Warte erhebt sich drüben der Sorakte; wie Schwärme von Möwen scheinen die grauen Kastelle und Ruinen über den erstarrten Wogen zu schweben; wie Brandung, die sich am Felsen bricht, glänzt es weiß herüber: Rom und die Peterskuppel. Im Frühling ist dieser wundersame Ozean lichtgrün, mit großen roten und gelben Blumeninseln überstreut; im Sommer leuchtet er goldig. Aber am majestätischsten zeigt sich die Campagna im Spätherbst und Winter, denn dann wird sie von der feierlichen Farbe des Purpurs umhüllt.

Im Rahmen der düsteren Mauern zeigt sich in Rocca Priora nach jeder Seite hin ein neues Bild. Bald in der Tiefe eine der latinischen Städte, bacchantisch von Kastanienwäldern, Oliveten und Vignen umgürtet, bald ein sabinisches Gebirgshaupt mit einem finsteren Hirtendorfe, einem zweiten Rocca Priora. Oder man blickt auf das öde Thal von Algidum hinab, dahinter das wilde Gebirge aufstarrt, Grat an Grat, die Heimat von Adlern und Wölfen, der Zufluchtsort von Räubern und Mördern.

Rocca Priora ist oft nur von Frauen und Kindern bewohnt; den größten Teil des Jahres sieht man dort außer ihnen nur Greise und Krüppel. Bei gutem Wetter kauern vor den Thüren von früh bis spät braune Weiber. Hinter ihnen gähnt der finstere Raum, darin sie sich des Nachts und an Regentagen aufhalten. Sie tragen schwarze oder dunkelgrüne enge Röcke aus dickem Wollenstoff, kupferfarbene, steife Mieder, darüber sich das gelbliche Hemd aufbauscht; die Füße stecken in Lappen und Sandalen; auf dem Kopfe liegen dicke, grobe Tücher von zweifelhafter Farbe; darunter starrt das schwarze, selten gekämmte Haar hervor. Sonntags legen sie die hochrote Manticella und eine Korallenschnur an. Gewöhnlich sind sie megärenhaft häßlich, zuweilen königlich schön; das letztere nur, solange sie sehr jung sind.

Morgens, mittags und abends laufen sie in die Kirche,

wo sie sich reichlich mit Weihwasser besprengen, sich bekreuzigen, niederknieen, den Rosenkranz zwischen den Fingern drehen, murmeln, seufzen und um sich starren. Sonntags hocken sie einige Stunden auf der Domtreppe und lassen sich von der Sonne bescheinen. Da sie weder Felder, noch Vignen oder Oliveten besitzen, nur selten an dem Brunnen vor dem Dorfe eine Wäsche unternehmen, verbringen sie den größten Teil ihres Lebens vor ihren Behausungen. Wenn sie nicht irgend einen Gesang abschreien, so schweigen sie, oder sie rufen: „Madonna mia!“ oder sie seufzen, oder sie hören zu, wie andre Weiber sich zanken. Mehrere Male des Tages veranstalten sie einen Zusammenlauf, bei welchem sie Organübungen anstellen. Wer am lautesten schreit, bekommt recht. Ihre Dialoge und Dispute drehen sich um ihre Männer, Schweine, Träume, ihren Salat, um ihr Christentum, um Quattrini und die Carabinieri, um den Papst und das Fegfeuer. Einige stehen den halben Tag regungslos an die Wand gelehnt und spinnen; meistens sind das die Mädchen. Sie mischen sich selten in die Unterhaltungen, die über die Gasse hinüber und von einem Hause zum andern geführt werden. Oft singen sie endlose Liebes- und Räuberlieder. Oder die eine beginnt ein Ritornell, das eine andre, vielleicht von weit her, beantwortet. Die Weiber, die unter den Hausthüren kauern, thun mitunter etwas. Gewöhnlich flicken sie. Selten sieht man sie an einem neuen Kleidungsstücke nähen. Sie nähren sich von wilder Cichorie, welche die Kinder weit unten in den Thälern suchen, ferner von Oelsuppe, Zwiebeln und Haferbrot. Festtags machen sie sich eine Frittata oder Minestra. Die Eier bringen sie nach Palestrina oder Frascati zum Verkauf. Die Schweine, die sie mit den Früchten der Steineichen mästen, werden zur Weihnachtszeit geschlachtet und geräuchert. Sie behalten für sich nur den Kopf und die Rippen; alles andre schaffen sie am 20. März nach Grotta Ferrata auf den großen Markt.

Einigemal des Jahres wandern sie Sonntags in die umliegenden Städte, bis nach Subiaco und Tivoli, und spielen Tombola. Die Vorbereitungen für dieses Ereignis dauern das ganze Jahr. Sie legen ihre Träume aus und beobachten den Flug der Vögel; alles bedeutet für sie eine Nummer. Die Todesstunde des Vaters ist nur eine Zahl mehr, und zwar eine glückbringende Zahl. Von jedem Kapuzinermönch erbetteln sie sich Nummern. Die bedeutungsvollsten Zahlen werden dann in der Tombola gesetzt. Verlieren sie, so entsteht darüber ein Jammergeheul, und die Heiligen werden mit Vorwürfen überhäuft. Gewinnen sie, so empfinden sie darüber die einzige Freude, die zu empfinden sie fähig sind. In beiden Fällen fahren sie fort, jedes Begebnis in Zahlen umzusetzen.

Einmal jährlich machen sie eine Wallfahrt. Je nach ihrem Gelöbnis pilgern sie nach irgend einem nahen oder fernen berühmten Heiligtume, nach Rom, Subiaco, Genazzano; zuweilen aber auch nach Loretto oder ins Neapolitanische.

Wenn im Sommer die römischen Hirten mit ihren Herden aus der Campagna fort in die Gebirge treiben, und wenn sie im Herbst auf ihre ebenen Weideplätze wieder zurückziehen, so herrscht in Rocca Priora eine Aufregung, als würde der Ort von französischen Sbirren belagert. Die Weiber laufen und schreien durcheinander und steigen schließlich, oft von Kind und Schwein begleitet, ins Land hinunter, um dort ihren vorbeiziehenden Männern zu begegnen. Ein Stück Weges laufen sie mit, lassen sich mit Fellen und Käse bepacken, erbetteln einige Kupfermünzen und treten dann wieder den Heimweg an.

Das ganze Jahr über liegt eine Schar von Polizisten in dem Dorfe. Sie sind die Todfeinde aller Bewohner. Die Weiber verwünschen sie ins Gesicht hinein, die Mädchen hassen sie. Jedes Jahr kommt es zu blutigen Szenen.

Ein Teil der männlichen Bewohner Rocca Prioras haust in den Waldungen des Monte Cavo und Artemisio als Kohlenbrenner. Im Winter kommen sie zurück, um die Schneegruben von Algidum mit Vorrat zu füllen, eine Beschäftigung, die bereits im grauen Altertume von den Einwohnern Corbiums betrieben ward. Im Frühjahr wird dann der gefrorene Schnee, in Schilfkörben verpackt, auf Maultieren nach Rom geschafft. Es ist ein armseliger Verdienst.

Einige Frauen werden in Rocca Priora vor allen andern geehrt. Sie dürfen in der Kirche auf den vorderen Bänken knieen und auf der Straße am lautesten ihre Stimme hören lassen. Stolz schreiten sie daher. Der Geistliche behandelt sie mit besondrer Achtung; die Sbirren belauern sie mit besonderm Argwohn. Sie leben genau so jammervoll wie die übrigen, besitzen jedoch schweren Goldschmuck, Ketten und Ohrgehänge. Dann und wann verschwinden sie für einige Tage, ein Ereignis, das dem ganzen Orte Ehrfurcht einflößt. In atemloser Spannung werden sie zurückerwartet; erscheinen sie wieder, so tragen sie ihr Haupt hoch. Dann und wann erhalten sie heimlich nächtliche Besuche; wilde Männergestalten, den Dolch in der roten Leibbinde, über der Schulter die Büchse — die Helden von Rocca Priora.

Die Kinder dieses Volkes wachsen auf, frei und wild, wie die Vögel unter dem Himmel. Früh lernen die Mädchen mit der Spindel, die Knaben mit der Büchse umzugehen. Die Mütter schicken sie aus, um Cichorienblätter zu pflücken oder Eicheln zu suchen, wobei sie ringsum das Land durchstreifen. Sie wissen von der Gottesmutter und einigen Heiligen, den üblichen Kirchenbüchern, der Tombola; ihnen ist gelehrt worden, den Mönchen die Hand zu küssen und den Sbirren Rache zu schwören. Sie kennen den Wert des Geldes. Das Geld ist ihre größte Leidenschaft, ihre einzige. Von „Liebe“ singen sie nur. Die menschlichste

Empfindung dieser Halbwilden ist schließlich — so ungeheuerlich es klingen mag — die Blutrache. Selten, sehr selten, daß in diesen Seelen die Gottheit sich regt.

Drittes Kapitel.

Jeden Morgen führten Marji und Benvenuta die Nonna zu einem Platze, wohin den ganzen Tag die Sonne schien. Dies war die Felskuppe bei der Cisterne.

Unweit davon lag der Campo santo. Der Kirchhof war umgeben von einem Steinwall, der eine Mauer darstellen sollte. Zwischen den vier zertrümmerten Wänden befand sich das kleine Stück Boden, der einzige Fleck in der nächsten Nähe der Stadt, welcher, statt Felsen und Klippen, Erde war, ein fahles Gemengsel von Sand und Gestein, darein sich mühsam ein Grab schaufeln ließ. Tief konnte die Grube indessen nicht sein. In der Mitte erhob sich ein blutrot angestrichenes, riesiges Kreuz, dessen Sockel ein antiker Altar bildete. Den Boden, der hin und wieder eine längliche, sehr schmale, sehr niedrige Erhöhung zeigte, bedeckte eine Wildnis von über mannshohen Disteln. Im Frühling leuchteten die großen, goldiggelben Blüten über das ganze Totenfeld; im Sommer standen die schönen verdorrten Pflanzen da, wie aus Silber getrieben. Schwärme von Krähen, denen der Distelsamen ein besondrer Leckerbissen ist, schwebten den ganzen Tag über den Blumen; ihr ultramarinblaues Gefieder erstrahlte im Sonnenschein.

Der Kirchhof wurde, außer am Allerheiligentage, nur dann von dem Fuße eines Menschen betreten, wenn es jemand zu begraben gab.

Zwischen der Cisterne und dem Campo santo, etwas seitlich nach der Stadt zu, befand sich die Kapelle der armen Seelen, mit andern Worten: der Gemordeten.

Das kleine, armselige Heiligtum war aus unbehauenen Felsstücken zusammengebaut; übrigens war es außer dem „Dom" das einzige Gebäude in Rocca Priora, dessen Inneres einmal getüncht gewesen. Der Altar prunkte mit einem roten, stark verblichenen Behang, aus dem filzähnlichen Wollenstoff, daraus die latinischen Frauen ihre festtäglichen Oberkleider anfertigen. Es befanden sich sogar zwei über und über mit Wachs betropfte Leuchter darauf, in deren einem der herabgebrannte Stumpf einer Kerze steckte. Ein vielfach durchlöchertes, rauchgeschwärztes Muttergottesbild ohne Rahmen, aus dem Cinque Cento, bekränzten jahraus, jahrein verwelkte Blumen, Ginster und Heckenrosen. Die Kapelle besaß keine Fenster; längst ließ sich die Thür nicht mehr schließen. Auf dem felsigen Boden stand von Zeit zu Zeit eine mit einem schwarzen Tuche bedeckte Bahre, darauf der Leichnam irgend eines Gemordeten lag, bei dem die Anverwandten bis zum Begräbnis Tag und Nacht Wache hielten. Tag und Nacht erschallten dann wilde Lamentationen und Rachegelübde. Oft geschah es, daß der nächste Tote, der im Heiligtume lag, der Mörder des vorigen war.

Auf der Schwelle dieser Kapelle war es, wo an jedem sonnigen Tage, vom Morgen bis zum Abend, die Nonna thronte. Hier empfing sie von ganz Rocca Priora die Ehrenbezeigungen, von denen sie seit länger als zehn Jahren nichts mehr gewahr wurde, denn Gehör und Gesicht waren der Greisin verloren gegangen. Aber selbst ihr Blödsinn vermochte nicht die allgemeine Ehrfurcht zu mindern, den Roccanern weniger durch das Jahrhundert eingeflößt, das auf diesem Haupte lastete, als vielmehr durch den Umstand, daß Marianna Mancini eine Bluträcherin war.

Mit eigner Hand hatte sie, ein blutjunges Ding, den Mörder ihres Verlobten erschlagen und damit den Ruhm ihres Stammes begründet. Das Volk dichtete Lieder auf sie und ihr Name klang durch ganz Latium. In diesen Ge-

sängen pries man ihre Liebe, ihren Mut, ihre Stärke; denn trotz ihrer Jugend hatte sie eine solche Kraft besessen, daß sie dem Todfeind nicht aus dem Hinterhalte das Leben nahm, sondern mit geschwungener Waffe ihm entgegentrat und den Dolch ins Herz stieß.

In dem Nachruhm dieser blutigen That wuchs Marji auf. Mit den Liedern, welche die Vendetta der Marianna Mancini im Volke unsterblich machten, sang ihre Mutter das Kind in Schlaf. Schon damals waren diese Lieder fast das einzige, was für die Nonna noch verständlich war, was sie selbst nachlallte, was das Kind nachstammelte. Zu den Füßen der greisen Bluträcherin, an der Schwelle der Kapelle der armen Seelen, lebte Marji, die ehrwürdige Gestalt der Absterbenden hütend, Zeugin der Huldigungen des Ortes, Erbin des Ruhmes und — des Fluches der Blutthat. Sie war schon als Kind ein zartes Geschöpf, scheu und furchtsam, ohne eignen Willen, ohne eine Regung jener Leidenschaft und Wildheit, durch welche die Nonna in ihrer Jugend ihr Geschlecht groß gemacht; auf die Enkelin würde man sicher einst keine Lieder dichten und singen.

Die Kinder dieses wilden Volkes wissen wenig von Spielen; die Knaben schleudern früh den hölzernen Diskus und lernen die Mora schreien, noch ehe sie zählen können. Den Mädchen bleibt das Absingen endloser Strophen und das Streifen durch die Macchie, um Cichorie und Reisig zu suchen.

Schon als ganz kleines Ding versteckte sich Marji vor den älteren Knaben oder lief wohl gar fort, besonders vor dem wilden Orso Marsano. Den stillen Cencio Ponzo mochte sie von allen noch am besten leiden, vielmehr ihn scheute sie am wenigsten.

Und nun war Cencio Ponzo ihr Bräutigam.

Lateinischem Brauche gemäß bewarb er sich erst jetzt, nach der Verlobung, um die Zuneigung des Mädchens, und

das in aller Form, welche die Sitte vorschrieb. Er kaufte ihr in Palestrina rotes Wollenband und eine Korallenschnur; beides wurde von sämtlichen Roccanerinnen im Beisein der Mütter des Paares abgeschätzt und als vollkommen ordnungsgemäß befunden. Des Sonntags stieg der Bräutigam mit Marji und deren Mutter hinunter nach Monte Compatri oder Colonna, regalierte seine Begleiterinnen mit dem vorschriftsmäßigen Liter Weines und der notwendigen Eierfrittata, spielte mit ihnen Tombola, worauf er sogar noch ein übriges that und für Braut und Schwiegermutter eine gewaltige, dick mit Zucker bestreute Pizza einhandelte. Jeden Sonnabend abend kam er mit den Burschen seiner Partei vor das Haus der Erwählten gezogen und ließ, zum Entzücken der ganzen Nachbarschaft, den einzigen Sänger Rocca Prioras sein ganzes Programm abschreien. Es bestand aus zwei oder drei Romanzen, die von diesem Künstler seit dreißig Jahren vor der Thür jeder Braut mit Begleitung eines jammervoll seufzenden Saitenspieles gesungen und zugleich dargestellt wurden. Jede Nummer mußte stets auf allgemeines enthusiastisches Verlangen wiederholt werden.

Von seiner Liebe sprach Cencio Ponzo kein Wort. Auch Marji nahm Wollenband und Serenaden pflichtschuldigst hin; gleichmütig legte sie sich die Korallenschnur um, und gleichmütig verzehrte sie die Pizza. In ihrem Wesen war keine Veränderung zu merken; sie benahm sich nicht scheuer, nicht verschlossener als sonst, auch nicht gegen ihren Verlobten. In gewohnter, ruhiger und stumpfer Weise verrichtete sie ihr tägliches Geschäft, schleppte Wasser herbei, spann an der Spindel, hörte dem Geschwätz der Nachbarinnen zu. Aber noch sorglicher als früher war sie auf die Pflege der Nonna bedacht. Oft stand sie des Nachts auf und kauerte sich neben das Lager der Greisin, für deren Scheinleben Tag oder Nacht keinen Unterschied machten. Marji fühlte fortwährend den

Drang, der Ahnin etwas zu sagen. Aber was? Und wie sich ihr verständlich machen?

Dann kam der große Tag, an dem das längliche Stück roten Wollenstoffes, welches Cencio seiner Erkorenen mitgebracht, unter leidenschaftlicher Beihilfe sämtlicher Mütter mit schmalem, gelbem Bande besäumt wurde: Marjis Aussteuer und Hochzeitsstaat!

Am Abend dieses Tages stand die Braut und sah lange nach den nahen Felsenbergen hinüber, in denen sich der wilde Orso Marsano versteckt hielt; er hatte im Rausch einem Päpstlichen einen Messerstich versetzt. Die Frauen hatten recht: es war gut, daß der wilde Orso sich versteckt halten mußte. „Die Madonna und die Heiligen mochten ihn schützen!" Marji nahm sich vor, der Muttergottes in der Nacht vor ihrem Hochzeitstage einen Kranz aus Disteln zu flechten; einen solchen Kranz zu flechten, gilt in Rocca als das Bekenntnis einer geheimen Schuld.

Es war um die Zeit des ersten Winterfrostes. Am Morgen lag das ganze römische Land in Massen fahlen Dunstes versunken. Lautlos wälzte sich das Gewölk, gleich ungeheuren Nebelwellen, über die Erde, mit gespenstischen Fluten die Felsgipfel umbrandend, die als öde Eilande auftauchten. In der Höhe aber war alles eitel Glanz. An dem tiefblauen Himmel stand die Sonne, als könne sie niemals untergehen. Ihre Strahlen begannen den Kampf mit den Dünsten der Tiefe, durchbrachen, zerrissen sie, trieben sie fort, lösten sie auf. Jeden Tag entstieg das Land des Enkels der schaumgeborenen Göttin von neuem dem Nebelmeer.

Am Morgen sollte der Nonna begreiflich gemacht werden, welch ein Tag es sei. Benvenuta schrie denn auch eine halbe Stunde lang mit voller Kehle auf sie ein, jedoch ohne den abgestorbenen Geist aus seiner Erstarrung wecken zu können. Da trat Marji aus ihrer Kammer, noch ohne Schleiertuch, mit gelöstem Haar. Schwarz und glänzend, wie das Ge-

fieder eines Raben, hing es um das schmale, olivendunkle Gesichtchen, tief auf die scharlachfarbene Manticella herab. Sie winkte ihrer Mutter, von der Ahne abzulassen, und begann, auf und ab schreitend und sich zöpfend, zu singen:

Weh mir, o weh, wen begraben sie dort?
Sie tragen meinen Herzliebsten fort,
Und rotes, rotes Tuch hängt über dem schwarzen, schwarzen Sarg,
Darinnen mein Herzliebster sich vor mir verbarg.
Und einer geht, ach Gott! mit einer Fackel hinterdrein —
Es wird mein Herzliebster doch nicht gemordet sein?!

Weh mir, o weh! Sie schossen ihn tot —
Was schuf mein lieber Jüngling mir doch für schwere Not!
Sein rotes, rotes Blut rann über das grüne, grüne Gras,
Das wird von Tau und Regen nun nimmermehr naß.
Ich weiß ja, ach Gott, warum ihr ihn begrabt,
Weil mich mein lieber Jüngling so herzlich lieb gehabt.

An seinem armen Grabe laßt, lasset mich stehn,
Doch weinen soll keiner das Hirtenmädchen sehn.
Mit roten, roten Blumen deckt' ich den Blassen, Blassen ganz,
Wo find' ich nun wohl welche für meinen Hochzeitskranz?
Ach ja, du schlimmer Mörder, das war ein guter Schuß!
Weil du ihn trafst ins Herze, ich dich jetzt herzen muß.

Marji hatte laut und lauter gesungen und dadurch das schemenhafte Wesen in eine Art von menschlichem Geschöpf verwandelt. Die blinden Augen starrten auf die Sängerin, die welken Lippen öffneten sich — ein grausiger Ton erklang, als begänne ein Steinbild zu sprechen:

„Mein lieber, toter Jüngling, ich habe dich gerächt ....“

Die Braut überlief ein Schauer. Sie wich von der unheimlichen Gestalt fort und flüchtete in die Kammer. Auf der Gasse ertönte die Hochzeitsmusik.

In Rocca Priora sind die Hochzeitsbräuche so freude- und anmutslos, wie das ganze Leben des Volkes es ist.

Keine sinnige Sitte macht das Fest festlich. Die Braut trägt ein neues Schleiertuch und eine neue Manticella und wird so allgemein für sehr geschmückt gehalten. Alt und jung läuft zusammen, die Kinder bestreuen die Straße mit wilden Blumen und Myrte, die Burschen schießen ihre Büchsen ab. So zieht man in die Kirche, wo die Sache schnell abgemacht ist; dann in eine Schenke, die auch am Tage die qualmende Oellampe erleuchten muß. Dort sitzt die Familie des jungen Paares, und wer sonst mitfeiern will, auf schmierigen, über Fässer gelegten Brettern, trinkt sauren Wein und ißt in Schafbutter geschmälzte Maccaroni. Sehr bald kommt es zum Streit und die Dolchmesser blitzen. Aber die verd... Sbirren sind da! Die Pifferari stimmen eilig den einen einzigen Tanz an, das Tamburin rasselt dazwischen, und bald stampfen die Füße der Aufgeregten den kotigen Boden. Mit bedenklich von Wein und Leidenschaft erhitzten Gemütern zieht man gegen Abend ins Freie und tanzt auf dem einzigen ebenen Platze bei der Cisterne oder vor der Kapelle der armen Seelen weiter. Feuer flammen auf, und erst nach Mitternacht führen Bursche und Mädchen unter tosendem Lärm die Neuvermählten in die Brautkammer, vor welcher Musik, Gesang und Geschrei bis zum Morgen fortdauern.

Bei Marjis und Cencios Hochzeit nahm alles den gewöhnlichen und gebräuchlichen Verlauf; nur daß die Beteiligung der Bevölkerung an der Feier außerordentlich lebhaft war. Sogar einige der meistens abwesenden jungen Leute hatten sich eingefunden, darunter Bastiano Leste und Bartolo Zizzi, zwei wilde Gesellen, von denen die Fama behauptete, daß sie nicht abgeneigt gewesen, mit dem Vater der Braut den Handel zu machen, den Cencio Ponzo mit ihm abgeschlossen. Als daher der junge Wein zu wirken begann, betrieben die Aelteren den Aufbruch. Man zog vor die Kapelle, wo die Kinder eifrig hohe Haufen trockenen Gestrüpps zusammenschleppten, die, sobald es dunkelte, ange-

zündet wurden. Zu beiden Seiten des kleinen Heiligtumes und rings um die Cisterne kauerten auf dem Gestein die zuschauenden Weiber. Mancher der Männer und Burschen war beim Wein zurückgeblieben; später entfernten sich auch Bastiano Leste und Bartolo Zizzi. Wie damals beim Verlobungstanz, wandte Cencios Mutter auch heute kein Auge von der Braut, die sich auch heute genau so benahm, wie damals, ganz dem Brauche gemäß. Einigemal glaubte die Alte zu gewahren, daß sie den Kopf erhob und starr hinaus in die Finsternis blickte.

Es ward Mitternacht. Aber noch immer wirbelten um das Feuer die wilden Gestalten der Tanzenden. Ueber dem drohenden Gipfel des Algidus erschien eine rote, leicht gekrümmte Linie, wie ein blutiges Fragezeichen an dem schwarzen Himmel stehend. Marji sah zum Mond auf und dachte: Jetzt geht's nach Haus. Wieder überlief sie's. Schnell trat sie aus dem Kreise und warf das letzte Bund Reisig in die zur Ruhe gehende Glut. Noch einmal flammte es auf.

Ein Schuß fiel.

Der Bräutigam stürzte tot hin, mit dem Gesicht auf den Boden. Fürchterlich gellte das Geheul der Weiber durch die Nacht.

Die Mutter des Gemordeten zerraufte ihr Haar, schlug um sich, streckte beide Arme zum Himmel, schrie wie ein zu Tode verwundetes Tier. Plötzlich sprang sie auf, stürzte mitten unter die jammernden Weiber, auf Marji zu, die stumm und starr dastand, das Gesicht der Richtung zugewendet, woher der Schuß gefallen war.

„Verfluchte!“ Sie packte das Mädchen, schleppte sie zu dem Getöteten und riß sie nieder. Marji lag da wie leblos. Endlich befreiten die Weiber sie aus den Händen der Rasenden. Sie aber blieb liegen; man mußte sie aufrichten und emporziehen. Unterdessen lief Cencios Mutter in die Nacht hinein, unablässig schreiend: „Mörder! Mörder! Verdammter Mörder!“

Dann kam sie zurückgestürzt und heulte die Männer an, den Thäter zu verfolgen, zu erjagen und ihm das Herz aus der Brust zu reißen. Niemand rührte sich. Da wurden alle verflucht.

So währte es stundenlang. Der ganze Ort lief zusammen; nur die Sbirren hielten sich fern. Daß diese dem Mörder hätten nachsetzen können, ja eigentlich müssen, das kam selbst der Mutter des Toten nicht in den Sinn. Keine Hand hätte sie aufgehoben, jene zu bitten. Was ging das die Häscher an?!

Als der Morgen dämmerte, bahrte man den Toten, der bis zur Brust in eine scharlachrote Decke gehüllt worden, in der Kapelle auf. Die Todeswunde lag frei; sie würde, trat der Mörder heran, von neuem zu bluten beginnen. Rings um den Leichnam wurden Myrtenzweige gestreut. Ueber der Bahre, am Altar, hing der Distelkranz, den Marji am Morgen dort aufgehängt hatte. Dem Brauche gemäß kauerte sie zu Häupten des Ermordeten. Unverwandt blickte sie auf das fahle Totenantlitz, auf die kleine Wunde über dem Herzen und sang eintönig die Lamentationen ab.

Ihr gegenüber stand Cencios Mutter, fürchterlicher anzusehen als der Tote. Sie fluchte der Nacht, in deren Schutz die That vollbracht worden, der Erde, die des Sohnes Blut getrunken, der Sonne, die wiederum aufging. Kaum konnte sie noch reden. Die dicht gescharten Weiber fielen mit heiserer Stimme in die Verwünschungen ein; zwanzig und mehr Arme streckten sich über dem Leichnam auf.

Gegen Mittag kamen diejenigen, die sich von dem Verdacht des Mordes reinigen wollten. Sie traten dicht an den Toten heran, warfen sich auf die Kniee, legten die Schwurfinger ihrer rechten Hand auf die Wunde und sprachen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und der heiligen Jungfrau! So soll wieder aufspringen der Quell aus diesem versiegten Brunnen, und soll auf Erden wie im Himmel kein

Wasser abwaschen können von dieser Hand das rote Blut, wenn sie es war, die diese Wunde schlug."

Einer nach dem andern kam und that so unter schauerlicher Stille. Marji hob ihre Augen nicht auf. Bei jedem, der das Bahrgericht vollzog, dachte sie an den einen, der fern war, und sie dachte an die Nonna, und wie diese eine Bluträcherin geworden. Sie würde es nicht werden können; sie war viel zu schwach, viel zu feige!

Die Mutter sah jedem, der ihrem Sohne die Hand auflegte, starr ins Gesicht. Als bei keinem Blut floß, begann sie von neuem zu rasen und zu fluchen. Die Weiber bildeten den Chor.

Unter den Jünglingen, die sich reinigten, befanden sich auch Bastiano Leste und Bartolo Zizzi. Auf sie war der stärkste Verdacht gefallen. Wen sollte man nun beargwöhnen? Orso Marsano befand sich in den Felsenbergen. Marji dachte: Ich will der Madonna dafür eine rote Wachskerze geben.

Am Abend brachte ihr die Mutter etwas zu essen; aber sie rührte nichts an. Gern hätte sie nach der Nonna gefragt, sagte aber kein Wort. Benvenuta jammerte, winselte und schrie wohl an hundertmal „Madonna mia!" und fing zuletzt von dem Gelde an, das Cencio für ihre Tochter zu zahlen gelobt. Seine Mutter und deren Anhang erhoben ein Wutgeschrei; die andre Partei nahm sogleich den Kampf auf, und fast hätten sich die Frauen vor der Kapelle geschlagen.

Als die Nacht hereinbrach, ließ man dem Brauche gemäß die junge Witwe bei dem Toten allein. Nur das Lämpchen brannte und füllte den kleinen Raum mit fahlem Zwielicht. Die Thür stand offen. Von ihrem Platze aus sah Marji in das öde Dunkel, wo die Nebel aufbrauten. Sie lauschte auf das Sausen des Nachtwindes, auf das Geschrei der Eulen und glaubte vor Grausen sterben zu müssen. Von Zeit zu Zeit versuchte sie eine Lamentation anzustimmen, aber sie konnte keinen Ton hervorbringen; sie wollte

aufspringen und forteilen, aber sie vermochte nicht, sich zu regen. Wie entgeistert kauerte sie da.

Sie dachte aller der Gemordeten, die hier schon gelegen; darunter war auch der Mann der Nonna und dessen Mörder gewesen. Sie meinte, seufzen zu hören, und schrie gräßlich auf. Da stand plötzlich ihr gegenüber ein schattenhaftes Wesen, halb Phantom, halb Mensch, und eine schreckliche Stimme lallte: „Räche! Räche! Räche!"

Am Morgen fanden sie Marji halb entseelt und bei ihr die Nonna.

Viertes Kapitel.

Marji wallfahrtete zu einem hochberühmten Heiligtum im Neapolitanischen; sie wollte ein Gelöbnis thun.

Sie hatte sich zu zwei oder drei andern Büßern aus Rocca Priora gesellt, denen an einem frühen Morgen der halbe Ort ein Stück Weges das Geleite gab. Bis zur Kapelle der armen Seelen zog auch die Nonna mit; Benvenuta und Marji führten die schwankende Gestalt dem Haufen voraus. Beim Heiligtum angelangt, warfen sich alle auf die Kniee, erhoben die Arme und stießen den Pilgerruf aus: „Grazie! Grazie! Maria!" Nur die Nonna stand aufrecht da, von Marji unterstützt. Sie vernahm das wilde Geschrei, streckte ihre mumienhaften Arme aus und wimmerte, allein Marji verständlich, Worte eines Gesanges, eines Vendettaliedes.

Ohne eine Miene zu verziehen, hörte Marji zu. Sie hatte das Grauen verloren und sich in ihr Schicksal ergeben. Sie wußte, daß sie es thun müsse, unerbittlich thun müsse — die Madonna und die Heiligen würden ihr helfen.

Ueber den Betenden ging die Sonne auf.

Dann zogen die Büßer fort, hinab ins Thal von Palestrina, wo zwischen der jungen Saat die Mandelbäume blühten, von weitem kleinen Hügeln rosiger Blüten ähnlich, die auf dem grünen Plan zum Frühlingsfest zusammengeschüttet worden. Die Rebenfelder lagen noch kahl, wurden aber bereits von den bunten Gestalten der Arbeiter belebt. Ritornell und Rispetto klangen herüber und hinüber, Gesänge, über deren Mißton und Schwermut der Lerchenjubel in den Lüften zu spotten schien. Das stolze, lichte Felsengebirge bekränzte ein breiter Saum von Olivenwaldungen, aus deren meergrüner Laubflut die hellen Städte aufstiegen.

Die Büßer pilgerten mit gesenkten Augen, unabläſſig Gebete aufsagend, bald murmelnd, bald schreiend. Sie trugen ihre Festtracht; die roten Röcke der Frauen leuchteten weithin durch die Landschaft.

In der Nähe von Cesario, jener berüchtigten Stelle der neapolitanischen Straße, wo sich einst das Landhaus des großen Julius erhoben, wo zur Zeit dieser Geschichte eine Post- und Brigantenstation bestand — dort kamen von allen Seiten die Büßer sämtlicher latinischer Gemeinden zusammen, um die Wallfahrt gemeinsam zu thun. Ein altes Weib, das am hohen Stabe wie eine Sibylle daherschwankte, trat an die Spitze des langen Zuges und betete mit krächzender Stimme. Vor jeder Kapelle, vor jedem Heiligenbild am Wege warf sich die Schar in den Staub der Landstraße und schrie ihr gellendes: „Grazie! Grazie! Maria!"

Es war am Mittag. Bereits lag Valmontone den Pilgern im Rücken, bereits grüßten die Pappeln des grünen Saccothales herüber, als ein hochgewachsener junger Mann, der den Zug der Pilger am Wege erwartet hatte, sich zu den Wallfahrern gesellte, die der Kommune von Rocca Priora angehörten. Alle erkannten ihn, aber niemand grüßte ihn. Ohne ein Wort zu sagen, trat er in die letzte Reihe, wo man ihm willig Platz machte. Für einen Augenblick wurde

das allgemeine Gebet unterbrochen. Einen Augenblick sah auch Marji in die Höhe: Jemand trat an ihre Seite, heftete auf sie seine Augen, deren Feuer sie bis in die Seele hinein fühlte. Es war, als würde ihr Blick wie gewaltsam angezogen, und ein glühender Schauer durchfuhr sie; es versetzte ihr den Atem, die Glieder wurden ihr schwer, die Augen starr und glanzlos. Ihr Kopf sank matt auf die Brust herab.

Sie dachte: Er wallfahrtet mit! Er hat eine schwere Schuld begangen; deshalb wallfahrtet er mit. Die Madonna und die Heiligen mögen für ihn bitten!

Sie faltete die Hände, die eiskalt geworden, und begann von neuem das Pilgerlied, leise, mit zitternder Stimme. Nach einer Weile fiel ihr plötzlich ein: Er wallfahrtet mit, weil er nach dem Sbirren gestochen. Wenn er der Madonna ein Gelöbnis thut, wird diese ihm beistehen; ich will sie darum angehen. Sie besann sich: vielleicht kann ich ihr ein Wachslicht opfern. Für Cencio Ponzo soll ich drei Kerzen anzünden — zwei sind genug für den. Ach, Muttergottes, Maria, ich muß ihn ja rächen, seinen Mörder erschlagen! Erbarme dich meiner und hilf mir dabei!

Nachdem sie das allgemeine Gebet wieder aufgenommen, fielen ihre Gedanken von neuem auf ihren Gefährten. Wie gut, daß er nur um des Sbirren willen die Wallfahrt that! An solchem Söldling konnte der Madonna nicht viel gelegen sein. Aber er war gar so wild!

Sie hob ihr Köpfchen, wagte aber nicht, noch einmal aufzusehen; sie fürchtete sich schrecklich vor ihrem Gefährten, der „gar so wild“ war. Immer von neuem dankte sie der Madonna und allen Heiligen, daß er, als Cencio Ponzo erschossen worden, um des verdammten Sbirren willen in den Felsenbergen gesteckt.

Orso Marsano betete nicht mit. Er ging neben ihr her, sah sie an — das fühlte sie — und betete nicht mit, keinen einzigen Satz. Sie hörte, wie schwer er Atem holte.

wie er zuweilen seufzte. Eine große Angst überkam sie, daß die Wallfahrt für ihn nichts wirken könne. Sie bemühte sich, für ihn mit zu beten und jeden Satz zweimal zu sprechen. Da sie damit nicht zu stande kam, erklärte sie der Madonna, daß ihre Gebete nicht für sie selbst, sondern für den wilden Orso Marsano gelten sollten. Was sie selbst anbetraf, so würde sie ja das schreckliche Gelöbnis thun, und die beiden Wachskerzen waren ja auch da — für Cencio Ponzo!

Kurz bevor die Pilger die neapolitanische Grenze erreichten, hatten sie einen Anblick, bei welchem der ganze Zug vor Entsetzen sich löste. Die Weiber kreischten gräßlich auf; die Männer tauschten haßsprühende Blicke, ballten die Hände und murmelten Verwünschungen.

Auf einer über die trägen, gelben Fluten des Saccoflusses vorspringenden Felsenplatte lagen im Sonnenbrande die Leichname dreier erschossener Banditen. Geier hockten auf den Leibern, hackten mit ihren spitzen Schnäbeln gierig in das Fleisch und kämpften unter Gekrächze um die Beute. Mit schußbereiter Waffe hielt ein Trupp Sbirren den Felsen besetzt. In einiger Entfernung kauerte auf der Landstraße ein Haufen zerlumpter Weiber; als sie der Pilger ansichtig wurden, stürzten sie ihnen entgegen, begannen zu heulen und zu winseln. Dann drängten sie sich mit den Wallfahrern zu den Posten und schrieen sie um Herausgabe der Toten an, in Verwünschungen ausbrechend, als sie von den Soldaten zurückgewiesen und bedroht wurden.

Die Hand Orso Marsanos zuckte nach dem Messer, das er in seiner roten Leibbinde trug; sein funkelnder Blick überflog die Wallfahrer. Es waren Männer genug darunter, um es mit den Sbirren aufnehmen zu können. Er trat zu ihnen.

Stumm stand Marji bei den rasenden Weibern; unverwandt blickte sie hinunter zu den Toten, denen ein christliches Begräbnis verweigert wurde, die dadurch um ihr ewiges Seelenheil kommen, die deswegen ewige Flammenqualen

erleiden mußten! Sie konnte sich von dem Gräßlichen keine Vorstellung machen, wurde sich in ihrer Dumpfheit überhaupt kaum bewußt, um welche übernatürlichen Schrecknisse es sich handelte. Aber sie hatte die Empfindung eines Ungeheuern, Furchtbaren, die Empfindung, daß sie irgend etwas hätte thun müssen, wenn dort ihres Vaters Leichnam unbestattet gelegen.

Ein gellender Schrei weckte sie aus ihrer Erstarrung.

„Das Satansvieh! O du Teufel! Meinem Sohne hackt er die Augen aus — seine hübschen, schwarzen Augen! Seht, seht!“

Beide Arme ausgestreckt, rannte die Mutter vor, mit wilden Gebärden auf einen Geier deutend, der, auf der Brust des einen Erschossenen niedergelassen, nach dessen Gesicht hackte. Die Weiber schrieen mörderisch; doch der freche Vogel ließ sich nicht verscheuchen. Die unselige Mutter rief immerfort: „Seht, seht! Seine hübschen, schwarzen Augen!“

Marji vermochte noch immer nicht, einen Laut von sich zu geben. Sie war totenblaß und regte sich nicht; von dem grausigen Schauspiele sich abwendend, irrte ihr Blick am Boden umher. Sie sah einen Stein. Mechanisch bückte sie sich und hob ihn auf. Gerade vor sich hinblickend, schritt sie langsam vor, bis dicht an die Wachen. Man rief sie drohend an, sogleich zurückzuweichen; sie schien nicht zu hören. Ein Hahn knackte. Orso stürzte auf sie zu; aber schon warf sie den Stein, schon fiel der Schuß. Mit einem leisen Schrei ließ sie den Arm sinken — Blut überströmte ihn.

Nach diesem Vorfalle schien ein Kampf unvermeidlich. Aber die Weiber warfen sich dazwischen, den Wallfahrern die Todsünde des Blutvergießens auf einem Pilgerzuge so anschaulich vorstellend, daß selbst Orso sich fügen mußte. Er that es zähneknirschend und sich verschwörend, Rache zu nehmen für jeden Blutstropfen, der Marjis Wunde entfloß.

Marji war am rechten Oberarm verletzt worden, behauptete jedoch, keinen Schmerz zu fühlen, und ließ sich von

den Weibern mit ihrem Schleiertuche verbinden, ohne eine Miene zu verziehen. Als Orso zu ihr trat, lächelte sie ihn mit halbgeschlossenen Augen an. Dennoch bestand der Jüngling darauf, daß ihretwegen eine längere Rast gemacht werde.

Dies geschah in einiger Entfernung von dem Felsen, auf einer Wiese, die einem Narzissenbeete glich. Marji ruhte wie vergraben unter den Blüten; sie schwankten über ihrem blassen Gesichte und mischten sich mit dem düsteren, verwirrten Haar. Sie schloß vor Schwäche die Augen, mühsam ein Stöhnen unterdrückend. Dabei fühlte sie immer mehr die Verpflichtung, beten zu müssen, nicht nur für ihr Gelöbnis, sondern auch für Orso Marsano, der sich um die Heiligen gar nicht zu kümmern schien und sicherlich mit ihnen auf sehr schlechtem Fuße stand. Aber die Schmerzen betäubten sie so, daß sie sich des Wortlautes der Bitten nicht mehr entsinnen konnte. In der Angst, durch ihr Säumen die Madonna noch mehr gegen sich und Orso zu erzürnen, stammelte sie, was ihr gerade in den Sinn kam: „Ach, Mutter Gottes, ich will dir ja gern geloben, den Cencio Ponzo, meinen gemordeten Mann, zu rächen, wie's Brauch ist und die Leute es wollen. Zwei Wachskerzen opfere ich dir; dafür mußt du mir dabei helfen. Hilf mir! Ach, ihr lieben Heiligen, Orso Marsano ist gar so wild! — ich schenke euch ein schönes, rotes Licht, wenn ihr für ihn bittet. Mehr als eins habe ich nicht. Bittet für ihn! Orso Marsano ist gar so gut! Den Sbirren, der nach mir geschossen hat, wollte er gleich totstechen. O du wilder, guter Orso Marsano!"

Tief seufzte sie auf. Eine süße Mattigkeit überkam sie; heiß rieselte es durch ihre Adern; der starke Duft der Narzissen wälzte sich auf ihre Brust; das leise Rauschen des nahen Flusses, das träge Murmeln der betenden Wallfahrer, der Lerchenjubel hoch in den Lüften, das Summen der Insekten in den Blütenkelchen — es sauste und brauste vor ihren Ohren. Sie schlief ein.

Ihr träumte: Sie befand sich in den Felsenbergen. Soweit sie sah, graues Gestein. Ein leichenfarbener Himmel drückte darauf nieder; Dämpfe brauten auf, zuweilen durchzuckte es das fahle Gewölk wie ein Blitz; es war aber keine Lohe, sondern ein Blutstrahl.

Marji fürchtete sich; sie glaubte vor Grausen sterben, ersticken zu müssen. Darauf vernahm sie die Stimme der Nonna. Es klang wie aus weiter, weiter Ferne. Die gespenstische Stimme gebot ihr: „Thu dein neues Schleiertuch um, brich dir einen Zweig Rosmarin und nimm Cencio Ponzo zum Manne."

Angstvoll lauschte die Träumende, was sie antworten würde. Einen Seufzer ausstoßend, mit dem ihre Seele entfliehen zu wollen schien, hörte sie sich sagen: „Ich thue mein neues Schleiertuch um, breche mir einen Zweig Rosmarin und nehme Orso Marsano zum Manne."

Kalter Schweiß trat auf ihre Stirn. Sie zitterte und bebte. Sie hatte Entsetzliches begangen, sich aufgelehnt gegen den Brauch! Was würde geschehen?

„Orso Marsano kann deinem Vater nichts für dich bezahlen," klang die schaurige Stimme zurück.

Marji sah sich selbst. Sie stand blaß und bebend neben einem blühenden Rosmarinstrauche, der mit Blitzesschnelle in die Höhe schoß, bis er ein blaues Blumendach über ihr bildete. Sie erwiderte der Stimme: „Orso Marsano geht in die Felsenberge und wird ein großer Brigant."

Aber gleich bei den ersten Worten begann es in dem Rosmarinstrauche zu rauschen und zu brausen, daß jeder Laut in dem Lärm unterging. Auf einmal ward es wieder still, rings um Marji fielen die Blüten verwelkt zu Boden, und die Stimme von Nonna gellte: „Sei schnell! Der Vater hat das Handgeld genommen. In der Kapelle der armen Seelen erwarten dich Cencio Ponzo und der Priester."

„Ach, ich arme Seele!" seufzte Marji, that gehorsam

ihr neues Schleiertuch um und nahm mit beiden Händen ihren Rock zusammen; denn dicht vor ihr war eine breite Felsenspalte mit den blutigen Blitzstrahlen angefüllt. Diese mußte sie durchwaten. Von Grausen gepackt, stand sie am Rande; aber die Stimme befahl, und sie, ihrer Gewohnheit gemäß, gehorchte und watete durch das Blut. Es hing sich wie Blei an ihre Füße, als wollte es sie hinabziehen. Und sie sank. Sinkend flüsterte sie: „O du wilder, guter Orso Marsano!"

Und plötzlich wurde sie aufgehoben, hoch empor. Alles um sie her war Licht, Musik erklang — ein Hochzeitslied!

Da — wie das Röcheln eines zu ewiger Verdammnis verurteilten Sünders, wie das Winseln einer gequälten Seele, wie der Aufschrei von tausend Unseligen, ein einziges Wort: „Vendetta!" Und von neuem war alles verwandelt: ein fürchterliches Leichenfeld. Marji kauerte mitten unter den Toten, und eine innere Stimme raunte ihr zu: „Du mußt sie alle begraben, sonst kommen sie alle um ihr ewiges Seelenheil."

Und sie versuchte mit den Händen den Felsboden aufzuwühlen. Die Arme wurden ihr starr und steif, ihre Hände schmerzten; aber sie wühlte und wühlte, grub und grub.

Der Geier!

Er kam geflogen mit nachtschwarzen Fittichen, die das ganze Totenfeld beschatteten, in seinen Fängen ein blutendes Herz. Marji wußte, daß es *ihr* Herz war. Der Vogel ließ es fallen, und da, wo es niederfiel, sproß eine wunderschöne, purpurfarbene Blume auf. Marji wollte sie pflücken, um sie zu ihrer Hochzeit mit Cencio Ponzo ins Haar zu stecken; aber plötzlich sah sie ihn tot unter den andern und den Geier beschäftigt, ihm die Augen zu zerhacken.

Ruhig schaute sie zu. Doch die Stimme der Nonna trieb sie an, hinzugehen und den Vogel zu verscheuchen. Als sie neben dem Toten stand, war es nicht Cencio Ponzo,

sondern Orso Marsano. Da warf sie sich auf den Geier, ließ sich von seinen Fängen packen, von seinem Schnabel zerfleischen, bis er von dem Toten abließ. Darauf grub sie für ihn mit ihren Händen in dem Felsen ein Grab; auf das pflanzte sie die wunderschöne Blume, die ihrem blutenden Herzen entsprossen.

Immer tiefer senkte sich das Gewölk herab, nicht mehr totenhaft fahl, sondern eitel Glanz und Glorie. Es begrub sie.

Da erwachte Marji. Ueber ihr Gesicht neigte sich Orso Marsano. „Wilder, guter Orso Marsano," flüsterte sie und sah ihn mit strahlenden Augen an.

Gegen Abend brachen die Büßer wieder auf. Marji trug den verwundeten Arm in einer Schlinge, die Orso Marsano aus seiner Leibbinde angefertigt und ihr sorgsam umgelegt hatte. Sie betete mit Eifer und Inbrunst; Orso hingegen gab auch jetzt keinen Laut von sich. Plötzlich hörte er dicht an seiner Seite flüstern: „Die gute Madonna und die lieben Heiligen betrüben sich sehr; da sei der wilde Orso Marsano aus Rocca Priora; er thue einen Bußgang und büße doch gar nicht! Die liebe Madonna und die guten Heiligen schütteln den Kopf: für den bitten wir nicht! Und er hat doch nach dem Sbirren gestochen. O du wilder, wilder Orso Marsano!"

Sogleich nahm die leise, angstvolle Stimme das Gebet wieder auf; dagegen begann Orso zu flüstern: „Die gute Madonna und die lieben Heiligen freuen sich, wenn ein solcher schändlicher Sbirre um sein unchristliches Leben kommt. Dafür ist nichts zu büßen und nichts zu bitten. Eines Sbirren wegen würd' ich nimmer eine Wallfahrt thun. Es gibt — die Heiligen seien gelobt! — bessre Sünden. Aber wissen möcht' ich wohl, was Marji Mariani zu büßen hat?"

Er erhielt keine Antwort. Nach einer Weile vernahm er von neuem die zitternde Stimme: „Bete doch eine Litanei! Der Heilige nimmt es sonst übel."

Heftig versetzte Orso: „Wenn ich morgen zu dem Heiligen hinrutsche und jeden Stein dabei küsse, kann er zufrieden sein! Aber sage doch nur, um welcher Todsünde willen du die große Buße ausüben willst!"

Obgleich Orso wußte, daß Marji ihm nichts bekennen durfte, lauschte er mit angehaltenem Atem. Die schüchterne Stimme flehte: „Die Nonna schickt mich. Sie haben ja den Cencio Ponzo gemordet!"

„Gehst du deshalb?"

„Was soll ich thun? Ich bin ja wohl seine Frau. . . . Madonna, ich muß bitten!" Und sie begann wieder zu beten.

Eine lange Weile blieb Orso stumm; dann raunte er Marji zu: „Du wallfahrtest also für Cencio Ponzo? Weil seine Seele so jäh ins Fegfeuer niedergefahren ist?"

Marji antwortete nicht. Und wiederum nach einer Weile sagte er: „Du bist viel zu schwach, um auf dem Leibe hinzurutschen und jeden Stein zu küssen. Bitte du heute für mich — ich will morgen für dich das andre thun."

Marji bewegte ihre Lippen und blickte von ihm fort. Da fing auch er zu beten an, hastig, wie im Zorn, so daß sie den Kopf nach ihm wendete. Er aber that, als bemerkte er es nicht. Nun wird der Heilige für ihn bitten, und thut er es nicht, so thut es gewiß die Madonna, dachte Marji mit innerem Frohlocken und vergaß darüber ganz ihr eignes furchtbares Anliegen an den Himmel. Sie gab scharf acht, ob er auch die Worte richtig sagte. Wenn er stockte, was oft geschah, half sie ihm ein; zuweilen war er eigensinnig und wollte nicht hören. Ihre Geduld und Sanftmut entwaffneten indessen seinen Trotz, so daß er zuletzt ganz andächtig ward. Marji war glücklich.

Gegen Mitternacht wurde wiederum Rast gemacht, Feuer angezündet und eine Suppe bereitet. Orso wich nicht von Marjis Seite. Er bestand darauf, daß sie die Binde abnehme und den Arm in dem Wasser kühlte, das er

herbeigeschleppt hatte. Vom Essen rührte er keinen Bissen an, bis auch sie sich gekräftigt. Die Andacht, der sie sich am andern Tage unterziehen sollte, war so schrecklicher Art, daß dabei die Kraft eines Mannes zerbrach. Und sie, so zart, so jung, halb noch ein Kind, mit ihrem zerschossenen, gelähmten Arm!

Und das alles um Cencio Ponzo, diesen Weichling und Mädchenräuber! Denn geraubt hatte der Gemordete Marji, ihm hatte er sie geraubt. Cencio hatte gewußt, daß das Mädchen ihm lieb war, daß er mit ihrem Vater die Sache ausmachen wollte, sobald die Sbirren nicht mehr hinter ihm drein waren. Während er sich verkriechen mußte, während sie ihn suchten und hetzten, hatte dieser Bube sich hingeschlichen und genommen, was einem andern gehörte. Dafür war der junge Gatte auf die Totenbahre gekommen — dafür wollte die Witwe die schreckliche Buße thun.

„Marji!"

Sie wendete ihm ihr Gesicht zu.

„War er dir denn gar so lieb?"

Seine Stimme klang heiser; er stieß die Worte mühsam hervor. Marji verstand ihn nicht. Erschrocken über seine Wildheit, und daß er auf einem Bußgange unablässig an andres dachte, als an die Madonna und die Heiligen, wendete sie sich ab von ihm. Orso überkam grimmigste Eifersucht. Er hätte sich auf sie stürzen mögen, sie zu erwürgen; zugleich fühlte er sich wie gelähmt durch einen Schmerz, der ihn gleich einer Flamme durchzuckte. Er konnte nichts sagen.

Die Büßer wanderten die ganze Nacht hindurch. Unaufhörlich gellte die Stimme der Vorbeterin durch die feierliche Stille; mit dumpfem Tonfall murmelte der Chor nach. Zuweilen klang wie ein einziger Aufschrei der Ruf nach Erbarmen, als ob die schlummernde Erde jammervoll aufstöhne in ihrem Traum.

Riesenhaften Wolkenbildungen ähnlich, stiegen die Gebirge auf; darüber spannte sich ein fahler Himmel, an dem langsam, wie zögernd, ein blasser Morgen graute. Nach und nach traten die Gegenstände aus dem Dunkel hervor. Die Schatten, die das Thal füllten, gestalteten sich zu Sträuchern und Bäumen; Rebenfelder dämmerten auf, eine ausgedehnte, von Fruchtbarkeit strotzende Landschaft, die sich zwischen den Felswänden bis ins Endlose zu erstrecken schien.

Noch war alles farblos. Plötzlich erstrahlte ein weites Glanzgefilde — das von den Sonnenstrahlen getroffene Meer — und über einem Felsen eine rötlich flammende Kuppel: der Tempel des Heiligen. Auf ihren Knieen, mit nach dem Gnadenort ausgestreckten Armen, empfingen die Büßer die Weihe des Tages. Die Sonne brannte bereits auf sie nieder, als sie sich erhoben. Eine Stunde durften sie rasten. Viel Volks versammelte sich um sie: Beter, Müßiggänger, Neugierige. Die Wallfahrt war berüchtigt im ganzen Lande, und das sowohl ihrer grausamen Pönitenz, als auch der unverbrüchlichen Gelübde wegen, die hier geleistet wurden.

Die Zuschauer bildeten eine Gasse, von der Ebene aus bis hinauf zu der Pforte des Heiligtumes; meistens wildes Volk, das sich zu dem hohen Kirchentage aus den Gebirgen und von den Küsten eingefunden, zum größten Teil aus Weibern bestehend, die mit ihrer bunten Festtracht zu beiden Seiten des Prozessionsweges einen bunten Streifen zogen.

Nun begannen die Glocken zu klingen, Trompeten zu schmettern, Kanonen zu donnern. Es knisterte und knatterte, tönte und dröhnte. Kirchenfahnen und Heiligenbilder, Kerzen und Weihrauch, Baldachine und Teppiche, in Glanz gehüllte Priester, Schimmer und Flimmer, Pracht und Prunk! Dann die Schar der Büßer; auf dem Leibe kriechend, rutschend, sich den felsigen Boden hinanküssend — hinanbetend. Noch ehe das Kirchenportal erreicht, waren die Lippen der meisten

schon aufgerissen, zeigte die schreckliche Bahn bereits blutige Spuren.

Orso war der letzte. Voll wütenden Trotzes vollzog er die Buße, ruckweise sich vorschiebend; er dachte nicht an Maria, er dachte an Marji. Diese hatte die drei Wachskerzen auf die Brust gebunden und sich dann mit den übrigen niedergeworfen, das Gesicht dicht an den Boden gedrückt. Sie fühlte keinen Schmerz. Bei dem Anblick des Heiligtums erwachte in ihr der ganze religiöse Fanatismus ihres Volkes. Mit wilder Inbrunst küßte sie den heiligen Boden. Den verwundeten Arm drückte sie gegen die geweihten Lichter, der andre lag steif ausgestreckt über ihrem Kopfe. Je grausamer die Buße wurde, desto leidenschaftlicher betrieb sie dieselbe. Mit blutenden Lippen betete sie in Lauten der Verzückung.

Immer steiler stieg die felsige Bahn auf; schon blieben einzelne erschöpft am Wege liegen, aber Marji empfand eine Wonne, als wäre sie körperlos. Endlich gelangte sie in das Heiligtum, dessen langes, in Marmorglanz strahlendes Schiff sie bis zum Hochaltar durchkriechen mußte. Immer näher kam sie den Posaunen, immer unirdischer umbrauste es sie. Eine gewaltige Stimme gebot ihr Halt. Mit zuckenden Gliedern richtete sie sich auf: sie sah den Heiligen selbst im Silberglanze vor sich, beide Hände nach ihr ausgestreckt. Von Grausen geschüttelt, stammelte sie das Gelöbnis der Vendetta; darauf riß sie die beiden größten Kerzen von der Brust und lallte: „Für Orso Marsano."

„Marji! Marji!"

Sie wollte sich umwenden nach dem, der sie so furchtbar gerufen hatte; aber sie verlor das Bewußtsein. Orsos Arme fingen sie auf.

Fünftes Kapitel.

Marjis Zustand war bejammernswert. Sie konnte mit dem Büßerzuge nicht zurück, sondern mußte einige Tage in dem Hospital des Gnadenortes, das für solche Fälle eingerichtet worden, verpflegt werden. Sie verhielt sich sehr ruhig, beinahe stumpf, ohne jede Klage; zuweilen schauerte sie zusammen, begann zu murmeln und zu seufzen, schlug die Augen auf, sah mit starrem Blick über sich, als habe sie eine Vision. Uebrigens war sie vollständig bei Besinnung, wußte, daß sie ein Gelöbnis gethan hatte, und daß sie dasselbe erfüllen mußte. Ihr Glaube, daß die Madonna ihr den Mörder zeigen und der Heilige ihr zur rechten Zeit eingeben würde, wie sie die Vendetta vollführen sollte, war unerschütterlich. Schwer aber bedrückte es ihr Gewissen, daß sie von den drei für Cencio Ponzo bestimmten Kerzen zwei für den wilden Orso Marsano geopfert. Es war eine große Sünde, doch sie würde Orso Marsano zu gute kommen. Das tröstete sie etwas.

Marji hatte noch starkes Fieber und war sehr schwach, als sie aus dem Hospital entlassen wurde. Ihr Arm schien für immer gelähmt; eine tiefe Narbe zerriß die Lippe. Als die Pförtnerin die Thür hinter ihr schloß, wußte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte, bis ihr Blick auf das strahlende Heiligtum fiel. Mechanisch bewegte sie sich der Kirche zu, mit wankenden Knieen, die Augen vor der grellen, blitzenden Helle des Tages schließend, aber auflebend unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne.

Sie schwankte in die Kirche und rutschte, der Sitte gemäß, auf den Knieen bis vor den Hochaltar. Hier stand auf einer roten Decke die silberne, altertümliche Bildsäule des Heiligen, beide Arme steif ausgestreckt, in dem byzantinisch starren Antlitz unversöhnlichen Grimm. Rings um

die furchtbare Gestalt brannten die Wachskerzen der Büßer, so daß es war, als erhöbe sich der Heilige aus Flammen. Ein feiner bläulicher Schleier, der Dampf der Lichter, legte sich wie ein Nebelgewand um die schimmernden Glieder.

Marzi murmelte die gebräuchlichen Bitten, während sie unter den Kerzen nach den ihren suchte. Wahrscheinlich waren sie längst herabgebrannt. Dann hatte der Heilige seine Fürbitte bereits gethan; für Cencio Ponzo um die Hälfte weniger eindringlich, als für Orso Marsano. Dumpfe Angst überfiel das Mädchen. Cencio Ponzo saß im Fegfeuer, und nicht eher wurde er von seinen Qualen erlöst, als bis sie ihr Gelöbnis erfüllt! Scheu schaute sie zu dem schrecklichen Antlitz auf, und wieder schien es ihr, als griffen die ausgestreckten Arme nach ihr. Von Entsetzen gepackt, floh sie, um dennoch ihre Seele in den grausamen Händen zurückzulassen.

Nun machte sie sich auf die Wanderung. Die Landstraße wimmelte von Fußgängern, Reitern, Fuhrwerken und Ochsenkarren. Diese letzteren waren viel bunter, als im Römischen, und die Schellen daran verursachten größeren Lärm, als sämtliche Kirchenglocken von Rocca Priora am Tage des Corpus Domini. Die Weiber waren bunt aufgeputzt und kreischten in einer Sprache, davon die Latinerin wenig verstand. Sie glaubte, daß in dem gewaltig großen Napoli Tombola oder Schinkenfest sein müsse, die beiden einzigen weltlichen Feste, die sie kannte. Hätte sie an Leib und Gemüt sich nicht gar zu zerschlagen gefühlt, so wäre sie sicher über die Vignen in Erstaunen geraten, die auf beiden Seiten der Straße zu hohen Rebenwänden aufstiegen, Reihen von Pappeln, bis zum Gipfel mit Reben umsponnen, dazwischen am Boden mächtige Artischocken, Liebesäpfel, türkischer Mais.

Die fremde Landschaft und das fremde Volk ängstigten

das Mädchen. Im Zuge der Pilger immerfort betend, hatte sie auf dem Hinwege wenig von der unbekannten Welt gesehen; überdies war ja Orso Marsano bei ihr gewesen, der wilde, gute Orso Marsano! Jetzt überwältigte sie das Gefühl der Verlassenheit. Sie meinte, niemals wieder nach Rocca Priora zurückzugelangen.

„Marji, Marji!"

Sie zitterte so heftig, daß sie sich kaum umzuwenden vermochte. Mit langen Schritten kam Orso ihr nach.

In den ersten Tagen ihrer Erkrankung hatte er den Gnadenort nicht verlassen und stundenlang das Asyl umschlichen. Aber die Sbirren waren aufmerksam auf ihn geworden, so daß er sich versteckt halten mußte. Heute aber hatte er am Asyle geläutet und von der Pförtnerin in Erfahrung gebracht, daß Marji bereits seit einigen Stunden das Haus verlassen hatte.

Atemlos von seinem Laufe, schritt er stumm an ihrer Seite dahin; auch Marji wußte ihm kein Wort zu sagen. Doch hatten ihre Augen ihn begrüßt mit einem großen, erschrockenen, strahlenden Blick. Marji dachte nicht darüber nach, wie es zuging, daß er plötzlich bei ihr war; aber sie fühlte sich mit einem Male so angstbefreit, als ob sie bereits in Rocca Priora wäre.

Endlich begann Orso: „Wie geht's mit deinem Arm?"

„Wie soll's gehen?"

„Sie sagen, damit würde es wohl vorbei sein."

„Womit würde es vorbei sein?"

„Mit dem Wasserschöpfen, und was ihr Frauenzimmer sonst mit dem rechten Arme thut."

„Was soll man dabei machen? Die Madonna wird schon helfen."

Langes Schweigen. Dann stammelte Orso mit abgewendetem Gesicht: „Du hast dem Heiligen ja eine Wachskerze geopfert?"



„Für Cencio Ponzo," versetzte Marzi so leise, als ob sie ein Unrecht beichte.

„Eine Kerze für Cenzio Ponzo — für Orso Marsano aber zwei!" Kaum, daß er den Jubel zu bändigen vermochte.

Erschrocken starrte Marzi ihn an. Woher wußte er um ihr Opfer? Sie hatte ihm nichts gesagt, also mußte der Heilige es ihm verraten haben. Ergebungsvoll senkte sie das Köpfchen. Orso mußte sich Gewalt anthun, sie nicht auf offner Straße in seine Arme zu reißen. Sie hörte sein heftiges Atmen und fühlte seinen sprühenden Blick. Die Glieder wurden ihr schwer und schwerer; sie glaubte umsinken zu müssen. Was ging mit ihr vor?

Nun raunte er ihr zu: „Ich habe auch ein Gelöbnis gethan."

Sie nickte und versuchte zu lächeln. Das war brav von ihm gewesen! Sein Gelöbnis und ihre beiden Kerzen würden seine Sache mit dem Himmel ins reine bringen. Jetzt war alles gut. Wie sie sich freute!

„Ein Gelöbnis muß man halten, du weißt."

Marzi blieb stumm. Was hätte sie ihm auch sagen sollen? Denn wie konnte jemand sein Gelöbnis nicht halten.

„Soll ich dir sagen, was ich gelobt habe?" rief er trotzig.

Angstvoll wehrte sie ab. Sagen durfte man das nicht; das war Verrat an dem Heiligen; der Heilige würde sich sehr beleidigt fühlen, er würde —

Aber schon öffnete er den Mund, mit erstickter Stimme zu ihr redend, so daß sie ihn kaum verstand: „Gelobt habe ich, daß du mein Weib werden sollst."

Der Schreck fuhr ihr in die Glieder; sie blieb stehen und wankte. Orso mußte seinen Arm um sie legen. Aber da half denn nichts; da er es gelobt hatte, was konnte sie dagegen thun? Demütig schaute sie zu ihm auf. Sie wußte nicht, was Glück war, was dieses Erschauern, dieses Er-

glühen und Zittern bedeutete; sie merkte nicht, daß sie plötzlich eine Weihe erhalten, die das Geschöpf der Wildnis zu einem Ebenbilde Gottes umwandelte. Mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer empfing sie das neue Leben.

In seligem Schweigen gingen sie nebeneinander her; Marji schwankend, als sei sie betäubt von der schwülen Frühlingsluft, Orso mit jedem Blicke, den er auf die zarte Gestalt an seiner Seite warf, mehr und mehr einem Berauschten ähnlich werdend. Mitunter fuhr ihm durch den Sinn, wie gänzlich gegen den Brauch das alles war; aber bis sich durch sein Gehirn ein Gedanke Bahn gebrochen, brauchte es Zeit. Marji verfiel zuerst darauf. „Der Vater wird wohl schon vor die Stadt" — damit meinte sie Rom — „getrieben haben," begann sie zögernd.

Orso verstand sie sofort.

„Ich geh' zu ihm und mache mit ihm die Sache aus. Ich gebe ihm für dich, soviel er will — zwanzigmal so viel, als dieser Cencio Ponzo, für dessen Mörder die Madonna und die Heiligen bitten mögen. Vor welchem Thor weidet er in diesem Frühjahr?"

Marji, meinte, vor der Porta furba. Lange kämpfte es in ihr; dann brach sie damit heraus: „Ach Orso, du bist ja so arm!"

Orso lachte grell auf: „Arm — in den Felsenbergen?!"

Beinahe hätte Marji laut aufgeschrieen: Bandit wollte er werden! Sie bat ihn: „Werde es nicht!"

„Dann gibt dein Vater dich mir nicht. Basta!" entschied er.

„Ach, aber die Sbirren — —"

„Die Bluthunde!"

„Sie werden dich fangen."

„Bewahre!"

„Sie werden dich erschießen!"

Seine Augen streiften sie mit einem verwunderten Blick.

In Rocca Priora war es sonst nicht gebräuchlich, daß eine Verlobte oder ein Weib davor zitterte; in Rocca Priora waren die Bräute und Weiber stolz, wenn es hieß: Er ist in den Felsenbergen, die Sbirren sind hinter ihm her.

Marji wagte nicht mehr, etwas zu sagen. Orso, einmal aufs Denken gebracht, entwickelte allerlei Pläne: „Sobald ich's mit deinem Vater abgemacht habe, komme ich nach Rocca."

„Ach, Orso, das darfst du nicht."

„In der Nacht komme ich nach Rocca. Der Pater thut's auch des Nachts. Nur mit der Hochzeitsmusik müssen wir's etwas leise halten. Du bleibst in eurem Hause — nach jedem Tage wird's Abend."

Er wollte sie umfassen, an sich ziehen und küssen, doch Marji wich zurück, mit einer Gebärde des Entsetzens gerade vor sich hindeutend. Orso erkannte den Platz. Es waren die Klippen über dem Sacco, auf dem vor einer Woche die Leichname der Gerichteten gelegen. Sie waren verschwunden.

„Wo sind sie hin?" rief Marji.

„Die Leiber von den Geiern gefressen, die Gebeine in den Fluß geworfen," erwiderte eine gellende Stimme. Wie aus dem Gestein wachsend, richtete sich eine hagere Frauengestalt von dem Felsen auf.

„Ach, Orso, von den Geiern wird dein Leib nicht gefressen, deine Gebeine werden nicht in den Fluß geworfen werden! Nein! Nein! Nein!" schrie Marji auf und umschlang ihn.

Die Erscheinung auf der Klippe stieg herab. Es war das Weib, von deren Sohne Marji den Geier gescheucht. Als die Frau den gelähmten Arm gewahrte, stieß sie einen lauten Wehruf aus, warf sich vor dem Mädchen auf den Boden und küßte seine Füße. Dann führte sie das Paar in ihre nahe Hütte, küßte und segnete beide.

Sechstes Kapitel.

Als Marji wieder in ihrem Heimatsorte eintraf, erfuhr sie das große Ereignis: die Nonna war gestorben und bereits begraben, mit allen Ehren, die Rocca Priora aufbieten konnte. Bei Marjis Erscheinen begann Benvenuta ihr Klagegeheul von neuem; der Chorus der Weiber stimmte ein. Ihrer Gewohnheit nach blieb Marji stumm. Daß die Nonna tot sei und im Grabe liege, verstand sie gar nicht. Zugleich kam ihr ein fürchterlicher Gedanke: Hätte ein irdischer Mund sie von ihrem Gelöbnis lösen können, so wäre es einzig der der Nonna gewesen. Nun war diese tot, und sie hatte der Toten gelobt, den Ruhm des Stammes aufrecht zu erhalten und Vendetta zu üben. Gewiß würde der Geist der Ahne über sie kommen.

Sie fragte die Mutter nach dem Grabe der Nonna, ging jedoch nicht hin; es wäre auch ganz gegen den Brauch gewesen. Dann nahm das Lamento über Marjis gelähmten Arm den Anfang. Benvenuta überhäufte sie mit Vorwürfen. Wer sollte nun spinnen? Kein Mann würde sie mehr nehmen wollen!

Ohne daß Orsos Name über ihre Lippen kam, lebte Marji eintönig und gleichmütig weiter, sich bemühend, mit der Linken alle die Arbeit zu thun, zu der die Rechte untauglich geworden. Abends schürte sie das Herdfeuer und kauerte daneben, bis Mitternacht wartend und lauschend. In der vierten Nacht kam Orso geschlichen. Sie öffnete ihm die Thür, zündete die Lampe an und weckte sogleich die Mutter, die brummend aus der Kammer ins Zimmer schlurfte. Orso zog einen Beutel aus der Tasche: „Mit ihrem Vater hab' ich's abgemacht. Das ist fürs erste."

Er warf den Beutel auf den Tisch. Es klirrte, das Band löste sich — Gold rollte heraus. Benvenuta stürzte

hin, griff gierig nach den funkelnden Stücken, vor Entzücken laut kreischend.

„In den Felsenbergen gibt's davon mehr!" rief Orso, ging auf seine Braut zu und küßte sie. Marji ließ es geschehen, ohne eine Bewegung zu thun, die erschrockenen Blicke starr auf das gelbe Gold geheftet. Um ihretwillen war er Bandit geworden! Er war's geworden, um mit ihrem Vater „die Sache richtig" zu machen.

Orsos Stimme schreckte sie auf. „Ich habe mit dem Pater Kapuziner geredet; ihm ist es auch recht. Er wartet auf uns. Sei schnell."

Gehorsam ging Marji in die Kammer, ihr neues Schleiertuch und die Manticella umzulegen. Dann kam Orsos Mutter, die der Bräutigam durch einen Freund hatte benachrichtigen lassen, atemlos angelaufen und brach bei dem Anblick des Sohnes in ein Freudengeschrei aus.

Es war ein gutes, altes Weib, eins der ärmsten. Ihr Mann war längst tot, an der Malaria gestorben. Ihr einziger Sohn sorgte nicht nur für sie, er behandelte sie auch stets mit Güte und Ehrerbietung. Seitdem er sich versteckt halten mußte, war es ihr schlecht gegangen; sie hatte sogar Hunger leiden müssen. Denn ihr Anhang war gering, und die „großen" Familien, die einen Geistlichen, einen Banditen oder einen Rächer zu den Ihren zählten, wollten mit ihrem Stamme nichts zu thun haben. Die Kunde, daß ihr Sohn Räuber geworden und eine Enkelin von Marianna Mariani zum Weibe nehme, hatte die Alte halb verückt gemacht; nun würde sie plötzlich zu Ehren und Ansehen kommen!

Benvenuta hatte sich ihr Tuch abgerissen und über das Kaufgeld ihrer Tochter geworfen. Mit funkelnden Augen bewachte sie ihren Schatz; kaum konnte sie erwarten, bis sie ihn verstecken durfte.

Nun kam Marji geschmückt zurück. Sie war ins Gärtchen gehuscht und hatte sich einen Zweig blühenden Rosmarins

abgebrochen, die einzige Blume, die in dem wilden Felsenboden gedieh. Ohne aufzuschauen ging sie an Orso vorüber und reichte seiner Mutter die Hand, die schluchzend die Madonna und alle Heiligen anrief. Orso trieb zum Aufbruch. Einige seiner Freunde fanden sich ein, mit schußbereiten Büchsen bewaffnet. Sie nahmen Orso in die Mitte und geleiteten ihn durch Seitengassen zur Kapuzinerkirche. Nach einer Weile folgte die Braut mit den wichtigsten weiblichen Mitgliedern ihrer Familie, die Orsos Mutter auf Geheiß hatte herbeiholen müssen. Die beiden Mütter blieben zurück, um irgend etwas zum Hochzeitsschmause zu rüsten.

Ohne einem Sbirren zu begegnen, gelangte das Brautpaar unter tiefem Schweigen in die Kirche, welche totenhafte Dämmerung füllte. Hoch in der Luft schwebend, zuckte ein rotes Flämmchen auf — die in einer winzigen Glasampel brennende ewige Lampe. Der Pater Kapuziner wartete bereits. Zwei Burschen stellten sich an die Thür; Bräutigam und Braut traten an den Altar — einige Minuten später war die Ceremonie in aller Eile vollzogen.

Da fiel ein Schuß.

„Die Sbirren!“

Marji fühlte sich wild umschlungen und an die Brust ihres Mannes gerissen. „Nächsten Sonntag Nacht — in der Kapelle der armen Seelen.“

Er ließ sie los. Einige Augenblicke darauf drangen die Sbirren in die Kirche; aber der Pater Kapuziner sowohl, als auch der Bräutigam und seine Freunde waren durch den geheimen Gang, der unter dem Hochaltar ins Freie führte, verschwunden. Die Häscher fanden in dem dunklen Gotteshause nur einige betende Weiber, unter ihnen, einen Zweig Rosmarin in den Händen, blaß und stumm Marji Mariani.

Da kam es denn heraus: Bastiano Leste hatte aus wütender Eifersucht die heimliche Trauung verraten —

hatte verraten, daß Orso Marsano aus wütender Eifersucht den Cencio Ponzo erschossen.

Marji that keinen Laut. Der Rosmarinzweig in ihrer Hand fiel zu Boden, und auch der linke Arm sank wie gelähmt am Leibe herab. Mit einer Ruhe, als ginge sie die ganze Sache nichts an, ließ sie sich von ihrem wehklagenden Hochzeitsgeleite nach Hause führen, wo sie schweigend, von den beiden Müttern unterstützt, ihr Schleiertuch abthat. Dabei wurde ihr schwach, so daß sie sich auf ihr Lager setzen mußte. Es war, als erstarrte ihr ganzer Körper; sie konnte sich nicht regen. Gerade aufgerichtet saß sie und hörte in der Kammer das Geschrei der Frauen, zuweilen ein erstricktes Schluchzen; die erstickte Stimme mußte die seiner Mutter sein.

Ihr kam es vor, als habe sie es längst gewußt — gleich nachdem Cencio Ponzo erschossen worden. Ja, wenn sie es recht bedachte, hatte sie es sogar schon vorher gewußt! ... Wenn Orso Marsano erfährt, daß du den Cencio Ponzo heiratest, kommt er und erschießt ihn. ... Sie hatte auf ihn gewartet: jeden Abend, jede Nacht, auch in ihrer Hochzeitsnacht. Doch dann — wie war es dann gekommen? Dann mußte sie sich selbst eingeredet haben, daß er es nicht gewesen war, nicht gewesen sein konnte! Und sie mußte es sich selbst geglaubt haben.

Aber dann — —

Dann war sie allein bei dem schrecklichen Toten geblieben; sie hatte sich gefürchtet und nicht beten können, und plötzlich war die Nonna vor ihr gestanden. Und da schwur sie, da gelobte sie denn. Und dann wallfahrtete sie mit den Büßern zum Gnadenort. Als sie ihn da plötzlich sah, auch als Büßer, war's ihr wieder, als wisse sie alles — habe alles gewußt. Ihre Seele war so voller Schreck und Grausen, daß sie zu keinem rechten Gedanken hatte kommen können. Sie hatte an Orso gedacht, und daß er gar nicht betete und büßte; hatte gedacht, daß die Madonna und die

guten Heiligen beleidigt sein müßten, und für Orso Marsano das Opfer der einen Wachskerze gelobt, aus der nachher freilich zwei geworden waren.

Und dann — — dann hatte sie das Gelöbnis gethan. Ein Gelöbnis war nicht zu brechen.

Der Tag dämmerte. Nebenan war es still geworden; die Frauen waren fort. Benvenuta mußte in die Messe gelaufen sein. Noch immer saß Marji auf demselben Flecke, die Blicke starr vor sich hin gerichtet, mit einem Gesichte, so fahl, wie das Morgengrauen. Auf der Gasse begann es laut zu werden; schrille Schreie, Klagen, Wutgeheul. Das Getöse kam näher, kam bis zum Hause. Die Thür wurde aufgerissen; die Kammer füllte sich mit Weibern der Familie Ponzo, allen voran, mit dem Aussehen und den Gebärden einer Megäre, Cencios Mutter.

Doch das Geheul vermochte der jungen Witwe Cencio Ponzos, dem jungen Weibe Orso Marsanos kein Lebenszeichen abzugewinnen. Wie ein steinernes Bildwerk saß sie da und ließ sich anschreien, beschimpfen, verwünschen. Ihre totenhafte Starrheit erschreckte die Wütenden, scheuchte sie von ihr zurück. Aber ein Zittern durchlief ihre Gestalt, als Cencios Mutter sich ihr gegenüber an der Wand aufstellte, beide Arme ausstreckte und in eintönigem, furchtbarem Pathos begann:

„O du Verdammte! O mein Sohn! Mein hübscher, lieber Knabe! Schlank und hoch warst du gewachsen, wie der Stamm der Pinie. Um deine Stirn wehten die Locken, schwarz wie die Fittiche des Raben. Zwei Strahlen waren deine Augen, sanft und zärtlich, wie das Licht der Sonne, zur Zeit, wenn der gelbe Ginster blüht und die wilde Taube ihr Lieblingslied girrt. O mein Sohn! Durch die grünen Büsche zogst du und dachtest nicht an deine Mutter, die dich mit tausend Schmerzen geboren. Du dachtest an die junge wilde Turteltaube im gelben Ginsterbusche auf dem braunen

Fels. Jagen wolltest du sie, mein hübscher Falter, jagen und fangen. O mein Sohn! Tot bist du, tot! Auf dein blühendes Leben stieß der Geier und fraß es dir. In die Erde gruben sie dich ein, in die finstere, harte Erde! Still liegst du drinnen, still und stumm, wie einst in dem Schoße deiner Mutter, wenn sie dich in Schlaf gesungen hatte. Deine fröhlichen Lippen sprechen nicht mehr, deine hellen Augen sehen nicht mehr — tot bist du! O mein Sohn! Fegfeuer verzehrt deine Seele. Die Heiligen wenden sich ab von dir, die Madonna will nicht bitten für dich, Fegfeuer verzehrt deine Seele in Ewigkeit! O mein toter Falke — hörst du deine Turteltaube? Sie girrt. Dem gottverdammten Jäger ist sie an die Brust geflogen, einen Rosmarinzweig im Schnabel. Sie küssen sich über deinem blutigen Grabe. . . . O du Verdammte!“

Mit steifen Armen, die Finger weit ausgespreizt, schob sich die entsetzliche Gestalt auf Marji zu. Die Weiber warfen sich zwischen beide.

Siebentes Kapitel.

Ein Wunder geschah. Marji konnte ihren gelähmten Arm plötzlich bewegen. Als Cencios Mutter sich auf sie stürzen wollte, fuhr sie in die Höhe und streckte abwehrend beide Arme vor das Gesicht — beide Arme.

Das war ein Zeichen! Die Madonna hatte ihren Arm geheilt; die Madonna forderte sie auf, ihr Gelöbnis zu erfüllen und Cencio Ponzo zu rächen. Nun brütete sie darüber, wie sie es beginnen sollte. Bis zum Tage des Festes Corpus Domini, wo sie ihren jungen Gatten des Nachts in der Kapelle der armen Seelen erwarten sollte, waren es noch zwanzig Tage . . . zwanzig Tage hatte sie noch Zeit.

Die Mutter rieb ihr morgens und abends den Arm mit geweihtem Oel ein, was sie ruhig geschehen ließ. Da sie noch nicht im stande war, zu spinnen, und es andres im Hause kaum zu thun gab, schlich sie sich schon frühmorgens hinaus zur Kapelle. Hier hockte sie auf der Schwelle nieder, ließ sich von der Sonne bescheinen und sah stumpf vor sich hin. Neben ihr kauerte der Schatten der Nonna, mahnte und mahnte. Er war immer da, eine gespenstische Gegenwart, von der sie nicht loskommen konnte. Als ob sie die dunkle Gewalt, die sich ihrer bemächtigte, damit zur Ruhe bringen könnte, betete sie ihr Gelöbnis ab oder summte das Vendettalied der Ahne vor sich hin.

Sie fühlte sich sehr einsam. Ihre Genossinnen scheuten sich vor ihr und wichen ihr aus. Ganz Rocca wußte, daß sie auf Befehl der Nonna die Wallfahrt und ein Gelöbnis gethan hatte, und wartete ungeduldig auf die Erfüllung. Allgemein vermutete man eins: Am Corpus Domini-Tage würde sie bei der großen Prozession im gelben Büßergewande einhergehen und sich auf der Domtreppe öffentlich als die Urheberin von Cencio Ponzos Ermordung anklagen.

Bei ihrer Mutter fand die Aermste nichts als Klagen und Schmähungen; so war sie denn ganz verlassen.

Aus den Bergen kam die Kunde nach Rocca, daß Orso Marsano an die Spitze der größten Banditenschar der Provinz getreten sei und Wunder von Tapferkeit verrichte. Gleich seine ersten Unternehmungen erschienen der Regierung so verwegen, daß sie einen Preis auf seinen Kopf setzte. Diese Maßregel erregte ungeheures Aufsehen im ganzen Lande. Rocco Priora war stolz auf den Ruhm seines Sohnes; die Anhänger der Ponzi knirschten; die Partei Marsano wuchs zu einer Macht. Bastiano Leste, der den Sbirren Orsos Vermählung mit Marji verraten hatte, mußte in die Macchie flüchten.

Die alte Mutter und das junge Weib des Banden-

führers stiegen jeden Tag im Ansehen der Leute. Benvenuta nahm eine vornehme Miene an, besuchte den Dom mit Gefolge und mäßigte die Ausbrüche ihres mütterlichen Zornes.

Marzi lebte traumartig weiter, kaum bemerkend, was um sie her vorging. Eines Nachts wurde sie von ihrer Mutter geweckt: sie solle aufstehen, in der Kapuzinerkirche werde für das Leben ihres Mannes eine heimliche Messe gelesen. Marzi schlich mit der Mutter in die Kirche, die voll von Menschen war, und betete inbrünstig. Ein andermal sah sie zu, wie die Kinder „Cencio Ponzo und Orso Marsano" spielten. Orso Marsano war ein großer Held und wurde von den Sbirren erschossen, was er über sich ergehen ließ, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie nickte dem Knaben zu, lächelte glückselig und murmelte: „Guter, wilder Orso Marsano."

Da kam ihr ein fürchterlicher Gedanke: Wenn sie selbst, mit eigner Hand, Orso tötete, ihm so ein ehrloses, schändliches Ende bereitete, so verging sein junger Ruhm schnell, wie ein Frühlingstag. Das durfte nicht sein. Im Kampfe mußte er sterben! Der Ruhm des Geliebten mußte erhalten bleiben; das ganze Land mußte von ihm erfahren, ihn besingen, beweinen. Unsterblich werden mußte er durch seinen Tod. —

Aber wie — wie?! Nicht unvorbereitet durfte er sterben. Er mußte in einen christlichen Tod eingehen, mit dem Oel auf seiner Stirn, dem Segen des Priesters auf seinem Herzen, die Vergebung Gottes in seinem Gewissen.

Wie sollte sie, das schwache, unwissende Geschöpf, so Großes vollbringen?! Sie war dem Verzweifeln nahe.

Die Tage vergingen. Eine Morgenröte um die andre machte den grünen Gipfel des wilden Gebirges, in dessen Schluchten Orso Marsano König war, in Purpurglanz aufglühen; eine Dämmerung um die andre senkte sich schwarz und schwer, wie der Deckel eines Sarges, auf die junge

Sommerwelt und das Herz des jungen Weibes. Sie hatte noch immer nichts gefunden, und schon bereitete man in Rocca das große Kirchenfest vor. Das Innere des Domes wurde mit allem behängt, was an Stoffen da war. Die Madonna bekam ein frischgewaschenes Schleiertuch; die lieben Heiligen mußten sich mit Geringerem begnügen, einem Stück Goldflitter, einer bunten Seidenschleife, einem Kranz aus gewaltigen Papierrosen. Aus Rom kam ein Paket geweihter Wachskerzen, die wichtigste Postsendung des Jahres. Man zog uralte Fahnen, Standarten und Heiligenschreine an das Tageslicht, deren Holz morsch und deren Bildereien verblaßt waren. Die Stoffe zeigten sich von Motten zerfressen, der Glasschmuck und sonstiger Zierat verstaubt und erblindet. Aber das Volk von Rocca staunte alles und jedes als Wunderwerk an, die Ahne mit derselben leidenschaftlichen Begeisterung, wie das Enkelkind. Weiße Kutten wurden gewaschen, rote, blaue, grüne und gelbe Röcke geflickt und gereinigt. Mittelalterliche Spitzenkragen, Schürzen und Kopfbedeckungen erhielten neuen Glanz. Der Apotheker bekam zum erstenmal im Jahre etwas andres zu thun, als dann und wann einige Pülverchen Chinin und etwas Ricinusöl zu verkaufen. Der Würdige fabrizierte nämlich die Böllerschüsse, die Feuerräder, die Raketen und das griechische Licht, Unternehmungen, bei denen sich der Edle nicht wenig fühlte. War schon an jedem gewöhnlichen Tage des Jahres das Leben der guten Roccaner von seiner Wissenschaft, d. h. von seiner Chemie, abhängig, wie viel mehr noch kam es am Feste Corpus Domini auf ihn an! Ein mißratenes Feuerwerk — und die Heiligen, sich so um ihr Vergnügen betrogen sehend, trugen ihren Groll über die verdorbene Freude unfehlbar den armen Seelen nach, die im Laufe des Jahres mit Hilfe von Kugel und Dolch, mit Hilfe des römischen Fiebers und des apothekerlichen Chinins ihre Reise ins Jenseits angetreten hatten.

Drei Tage vor dem Feste schleppten die Kinder aus der Macchie Lorbeer, Myrte und Mastix zusammen. In der Hauptstraße, die zum Dome führte, rammten die Burschen hohe Pfähle in den Boden. Dieselben wurden mit Zweigen umsteckt; die Mädchen wanden endlose Guirlanden. Bei der Cisterne saßen sie, unter hohen Haufen von Laub und Blumen. Leise erschallte der Gesang der jungen Kranzwinderinnen, süß wie Vogelgezwitscher.

Marji kauerte auf ihrem gewöhnlichen Platze. Sie wäre gern fortgegangen, aber sie fühlte sich zu müde, zu gleichgültig, zu elend, um sich zu bewegen. Am nächsten Tage war das Fest, am nächsten Tage mußte es geschehen — und ihr war noch immer nichts eingefallen.

Da horchte sie auf. Eins der Mädchen sang ein Lied, eine alte Ballade, die sie gut kannte, die sie oft genug selbst gesungen. Sie handelte von einem jungen Banditen, auf dessen Kopf ein Preis stand. Sein bester Freund verriet ihn den Sbirren. Der Bandit wurde erschossen. Das Lied pries in überschwenglichster Weise den jungen Helden, den Verräter der Verachtung der Nachwelt übergebend. Und doch hatte der Freund nur Vendetta geübt und die Schande seiner Schwester gerächt!

Weit vorgebeugt lauschte Marji der bekannten Weise, und sie lauschte noch, als der Gesang längst verklungen war. Wie eine Eingebung überkam es sie. Plötzlich stand sie auf und ging davon. Schwankenden Schrittes, mit weit offnen Augen, mit Augen jedoch, die nichts sahen, eilte sie an den Mädchen vorüber, die bei ihrem Anblick verstummten. Sie starrten ihr nach, blieben eine Weile erschrocken still, flüsterten und zischelten dann untereinander.

Marji schritt durch die Gassen, die bereits die Schatten des Abends füllten. Ganz Rocca war voll fröhlichen Lebens. Die Kinder streuten Myrtenblätter und bepflanzten die Straßen, durch die am nächsten Tage die Prozession ziehen

würde, mit sogenannten „Altären“. Das waren kleine, blätterbedeckte Bretter, darauf die Initialen der heiligen Jungfrau, aus Blumen gebildet, lagen. Von Pfahl zu Pfahl wurden Guirlanden geschlungen, aus ölgetränktem Papier verfertigte Laternen aufgehängt, Pechpfannen und die Stangen für das Feuerwerk aufgestellt. Jeder drängte, eilte, schrie.

Unbekümmert um die scheuen Blicke, die sie streiften, verfolgte Marji ihren Weg. Man hätte sie mit Steinen werfen können, ohne daß sie es in diesem Augenblicke innerer Offenbarung empfunden. Ihr Zustand war der eines Menschen, der nach wochenlangem Fasten und Kasteien endlich die Erhörung seines Gebetes vor sich sieht — die Vision. Auch ihr erschien in Glanz und Glorie Maria, lächelnd auf ein durchbohrtes Herz deutend, das sie in der erhobenen Hand hielt. Marji fühlte, daß es ihr eignes Herz war, von ihr selbst für den Geliebten geopfert. Sie freute sich des vollbrachten Opfers.

In solcher Erhebung ihres ganzen Wesens erreichte sie ihr Ziel, das Kapuzinerkloster. Sie trat in die geschmückte Kirche, in der die guten Väter beschäftigt waren, die Kerzen auf die hohen bleiernen Leuchter zu stecken und aus der Sakristei die letzten Stücke zur Ausschmückung der Altäre herbeizuschleppen. Da und dort tauchte ein greller Schein in der Dämmerung auf, bald eine verblaßte Altardecke, bald ein fahles Mönchsgesicht beleuchtend, ein Gewinde oder einen blinkenden Zierat. Wie ein glühender Blutstropfen funkelte die ewige Lampe über dem Hochaltar, wo Orso und Marji getraut worden waren.

Das junge Weib stand da und wartete, bis der Bruder, der ihre Vermählung vollzogen, sich näherte; demütig grüßte sie ihn und küßte seine Hand: „Ich hätte mit Euch zu reden, Frate.“

„Du kommst gewiß wegen des Büßerkleides. Ich habe

es für dich zurecht legen lassen. Aber für die Buße ist es heute zu spät."

Sie verstand ihn nicht und stammelte: „Ach, Frate —"

„Ich weiß, meine Tochter. Der Prior hat alles angeordnet. Zwei Brüder sollen dich führen, gleich hinter dem Kreuz unsers Erlösers. Ich wäre diesen Abend zu deiner Mutter gekommen. Fürchte dich nicht. Du brauchst nur niederzuknieen und nachzusprechen, was ich dir vorsage. Dann hast du dein Gelöbnis erfüllt. . . . Was willst du noch?"

Um ihre Lippen zuckte es. Sie unterdrückte ein Schluchzen und bat dann: „Ach, Frate, seid doch morgen nach Mitternacht in der Kapelle der armen Seelen!"

„Was soll ich dort?"

„Einen Sterbenden versehen."

„Wer ist es?"

„Orso Marsano."

Sie faßte wieder nach seiner Hand und drückte ihre kalten Lippen darauf. Dann huschte sie davon.

„He, Marji! Marji Mariani!"

Gehorsam kam sie zurück. „Was soll ich, Frate?"

„Laß dir in der Sakristei das Büßerkleid geben und habe keine Furcht."

„Nein, Frate! Ich will alles thun, was Ihr wollt. Nur seid morgen nach Mitternacht in der Kapelle! Ihr kommt doch?"

„Der Herr sei mit dir."

„Gute Nacht denn."

Wie ein Schatten tauchte ihre zierliche Gestalt in die Dunkelheit und verschwand. Der gute Priester seufzte: „Die Leute haben recht." Seit der nächtlichen Hochzeit war es in Marji Marianis hübschem Kopfe nicht mehr richtig. Er beschloß, für die arme, wirre Seele zu beten.

Die gelbe Kutte, die man ihr in der Sakristei willig gegeben, über dem Arm, verließ Marji die Kirche. Aber

anstatt zur Stadt zurückzukehren, schlug sie die Richtung nach den Bergen ein. In einiger Entfernung von Rocca blieb sie stehen und wartete, bis ein Trupp Sbirren des Weges kam.

Marji that einige Schritte vor: „Guten Abend.“

„Guten Abend. Was soll's?“

„Ihr sucht wohl den Orso Marsano?“

Der Sergeant trat vor: „Weißt du etwas von ihm?“

„Ja.“

Achtes Kapitel.

Vor Sonnenaufgang begann das Festgetümmel, das Glockenläuten und die Böllerschüsse. Dann stieg der Tag auf die Erde herab, ein jugendlicher Jupiter, der die wunderschöne Geliebte mit Fluten goldigen Glanzes überschüttete. Jeden Morgen entquoll ihrem göttlichen Schoß ein Chaos von Knospen und Kelchen, die bunten Kinder der Sonne. Zärtlich drängten sie sich dem Vater entgegen, ihm ihre Blüten erschließend, ihr Leben aushauchend in Wohlgeruch. Der Felsen von Rocca Priora glich heute einem Riesenaltar, darauf dem Sonne und Segen spendenden Himmel ein Dankopfer dargebracht wurde. Von den Tönen des frommen Festes schwirrten die Lüfte. Die guten Heiligen hätten taub sein müssen, wenn sie den Spektakel, den ihre Gläubigen dem Herrn und ihnen zu Ehren verübten, nicht bis in den siebenten Himmel vernommen. Unter einem wahren Höllenlärm setzte sich der Zug in Bewegung.

Niemand von allen denen, welche heute von Rocca Priora auf die strahlende Landschaft blickten, erkannte, daß sie schön sei. Nur Marji, als sie mit halb erloschenem Blick auf den Glanz zu ihren Füßen herabsah, fuhr es durch den Sinn, wie schön es wäre, wenn zwei Augen, die heute zum letztenmal die Sonne sehen sollten, sich nicht zu schließen brauchten!

Sie hatte der allgemeinen Erwartung entsprochen und sich gehorsam mit der häßlichen gelben Kutte bekleidet. Das Köpfchen todesmatt auf die Brust gesenkt, ging sie zwischen zwei Kapuzinern. Ueber den schlanken Hals fiel das schwarze Gelock, von den unzärtlichen Händen Benvenutas so wild gelöst, als die Mutter, wütend über die Schmach ihrer Tochter, ihr das Schleiertuch abriß. Wie es Marji verheißen worden, schritt sie dicht hinter dem Kreuze. Dunkel und riesenhaft hoch vor ihr schwebend, hüllte es ihre Gestalt in Schatten ein, so daß, wo Marji Mariani wandelte, der Tag ausgelöscht zu sein schien.

Sie empfand weder die Schande, noch daß ihr unrecht geschah. Längst fühlte sie sich in ihrem Herzen schuldig, als die Urheberin des Mordes.

Endlich erreichte der Zug den Domplatz. Das schrille Getön der Glocken, das Knattern der Kanonenschläge betäubte sie beinahe. Alles drängte dem Platze zu; die Prozession stockte. Sie erblickte vor sich die dichtbesetzte Treppe, die weit geöffnete, bekränzte Kirchenthür, durch welche die Prozession aus den Gluten der Mittagssonne in das Dunkel des Heiligtums zog, dessen Tiefe geheimnisvoll ein Gewimmel von Lichtfunken füllte.

Auf der obersten Stufe der Domtreppe hatte sich mit ihrem gesamten Anhange Cencio Ponzos Mutter niedergelassen. Kaum vermochte die Feierlichkeit der heiligen Handlung einen Ausbruch ihres Triumphes zu hindern. Vor dem Eingang blieben die Mönche mit Marji stehen. Diese sank auf die Kniee. Der Priester trat hinter sie, und plötzlich wandelte sich der höllische Lärm in lautlose Stille. Zuerst ward ein lateinisches Gebet abgelesen; dann begann der Pater zu sprechen, nach jedem Satze eine Weile innehaltend.

Marji sprach jeden Satz nach. Sie sprach ihn nach mit leiser, eintöniger Stimme; sie wußte nicht, was sie sagte. Während sie in gänzlicher Hilflosigkeit auf den

Steinplatten kniete, dachte sie an Orso, und daß er nun doch wie ein Held sterben würde. Die Sonne stand schon hoch — wahrscheinlich hatte er seinen Todesgang bereits angetreten.

Als das Gebet vorüber, begann das Getöse von neuem; die Orgel spielte eine fröhliche Melodie. Sie führten Marji hinein.

Es war Nacht. Bei der Kapelle wartete sie auf Orso. Den Kopf in den Schoß gedrückt, die Arme um die Kniee geschlungen, kauerte sie am Boden. Da vernahm sie ein Geräusch, hob das Gesicht, starrte um sich, lauschte, sprang auf und schwankte vorwärts. Aber er war es nicht. Sie blieb stehen, machte keine Bewegung und wartete.

Die Sommernacht war voller Schönheit und Wehmut, die vom Duft der Ginsterblüten erfüllte Luft weich und warm, der Himmel überflogen von einem sanften Schimmer, durch den die Sterne funkelten wie Brillanten durch ein Silbergewebe. Noch verbargen die schwarzen Wände der Berge den Mond; aber schon verklärten sich die Spitzen der Sabina und der etruskischen Waldhügel, schon erglänzte am Horizont das Meer.

Drunten in der Campagna loderten die Feuer der Schnitter; an der ostiensischen Küste wälzte ein Waldbrand seine Flammenwogen. Die Lichter Roms glänzten auf. Töne drangen herauf, bald laut, bald geisterhaft klagend. In Monte Compatri feierten sie das Fest mit Musik, und in sämtlichen latinischen und sabinischen Bergstädten stiegen unaufhörlich Raketen auf, einen bunten Sprühregen von Licht verbreitend.

In Rocca war das Feuerwerk längst in die Lüfte gegangen und verpufft. Zuweilen erinnerten die Töne einer Mandoline oder der Schrei eines Betrunkenen an den Rausch der frommen Feier. Bei jedem Laut fuhr Marji zusammen.

Aber er kam noch immer nicht. Wie, wenn er gar nicht käme? Ein Taumel ergriff sie, sie schwankte, sie lallte unverständliche Bitten an die Madonna. Wenn sie ihm entgegeneilte, ihn warnte, ihn zurückhielt, ihren Verrat bekannte. . . .

Aber das Gelöbnis! Das Gelöbnis!

Sie warf sich auf den Boden, klammerte sich an dem Gestein fest, aus Furcht, daß sie ihm vielleicht doch entgegenlaufen könnte. Als sie sich wieder erhob, schwammen Himmel und Erde im Glanze des Vollmondes, der in feierlicher Herrlichkeit über dem Gebirge schwebte. Die Kapelle und der Campo sonto leuchteten — es leuchtete mitten unter den Gräbern das Kreuz.

Dann kam er.

Sie hörte ihn heranschleichen, raffte sich auf und erwartete ihn, ihm das vom Monde beschienene weiße Gesicht zuwendend. Mit einem erstickten Ausrufe des Jubels eilte Orso auf sie zu, umfing sie, preßte sie an sich. Fast wären ihr bei seinen Küssen die Sinne vergangen; todesmatt hing sie an ihm.

Ihr Zittern, ihr Schauern brachten ihn endlich zur Besinnung. Sprachlos vor Entsetzen deutete sie auf die nahe Stadt, wo der Festjubel noch immer nicht erstorben. Ihm war, als raune sie ihm zu: „Die Sbirren!“

Da lachte Orso übermütig auf, verstummte jedoch, als er ihren tödlichen Schrecken gewahrte. Liebkosend suchte er sie zu beruhigen: „Hab keine Furcht! Sie bekommen mich nicht. Hei, und wie sie hinter mir her sind! Sie können lange suchen, bis sie mich fangen, die Bluthunde!“

Sein junger Ruhm fiel ihm ein. Er ließ Marji aus seinen Armen, stellte sich vor sie hin, warf die Locken in den Nacken und sprach: „Einen Preis haben sie auf mich gesetzt; sie fürchten mich. Ich bin ein großer Bandit, ich —“

Er stockte und suchte nach Worten; dann kam es stammelnd über seine Lippen: „Singen die Mädchen von Rocca noch kein Lied von Orso Marsano?“

Heiße Röte überzog sein Gesicht; seine Augen glühten; er stand vor ihr wie ein Held. Da er keine Antwort erhielt, fragte er noch einmal, sie von neuem an sich ziehend. Er hörte sie flüstern: „Sie werden ein Lied von Orso Marsano singen; bald werden sie das, — alle werden sie das.“

Und wieder glaubte sie unter seinen Küssen ersticken zu müssen. Endlich riß er sich los. Ihm fiel ein, was er für sein Weib mitgebracht hatte; er zog sein Hochzeitsgeschenk aus dem Gürtel, einen prachtvollen Schmuck: Ketten und Armringe. Unter Scherzen und leisem Lachen schmückte er sie wie eine Königin. Widerstandslos ließ sie es geschehen.

Immer höher stieg der Mond, immer glanzvoller umfloß es die beiden einsamen Gestalten. Orso zog Marji mit sich fort, über den leuchtenden Platz der Kapelle zu, aus der Helle in die Dämmerung. Auf der Schwelle sank sie hin.

Er setzte sich neben sie und begann von seinem Leben in den Felsenbergen zu erzählen, schwärmend wie ein Knabe, kühn wie ein Held. Marji verstand kein Wort. An seinem Herzen ruhend, lauschte sie auf die Stimmen der Nacht.

Es schlug Zwölf, langsam, mit schrillem Ton. Wie von einem Dolche getroffen, fuhr sie auf; gleich würde der Priester kommen, und dann —

Sie mußte ihn vorbereiten. „Ach. Orso. du hast ja den Cencio Ponzo getötet!“

Er starrte sie an, stieß eine Verwünschung aus, murmelte etwas Unverständliches und verstummte. Schweigend saßen sie nebeneinander. Der Nachtwind rauschte in den Ginsterbüschen; eine große, weiße Eule umkreiste mit lautlosem Flügelschlage die Kapelle, von Zeit zu Zeit ihren langgezogenen, klagenden Ruf ausstoßend. Eine Wolke ging über den Mond.

Plötzlich sprang Orso auf und warf sich vor Marji nieder: „Er hatte dich mir gestohlen! Er wußte, wie es mit mir stand, der Bube, der Schurke! In der Macchie trafen wir uns. Ich sagte ihm, er sollte hingehen und für mich bei deinem Vater um dich werben. Ich selbst konnte ja nicht kommen, der verdammten Bluthunde wegen. Erst als ich fort war von dir, wußte ich, daß ich nicht leben konnte ohne dich. Tausendmal habe ich deinen Namen gerufen, Tag und Nacht; Tag und Nacht habe ich an dich gedacht. Und dann die Eifersucht! Sie machte mich toll! Jeden Tag konnte einer kommen und dich von deinem Vater verlangen. Da traf ich den Cencio, den schickte ich. Und da nahm dich der Cencio zum Weibe! Ich hab's ihm vergolten: ein Gelöbnis hatte ich gethan."

In halber Entgeisterung hörte Marji zu. Mit Blicken, in denen der Wahnsinn aufstieg, starrte sie auf den Weg; voller Todesangst wartete sie auf den Priester. Wenn er nicht kam?! Wenn die Sbirren Orso fingen, bevor das heilige Oel ihn geweiht?! Sie schossen ihn nieder wie einen Hund!

„Orso, Orso! Bete, bete!" schrie sie gellend. Sie sprang in die Höhe, umfaßte ihn, strebte hinein in die Kapelle, sich in Verzweiflung an ihn klammernd. Vor dem Altar warf sie sich mit ihm nieder. „Bete, bete, bete!"

„Was ist dir, Marji?!"

„Bete, bete! Ich habe gelobt, Cencio Ponzo zu rächen."

Er verstand sie nicht. Ein Schwindel ergriff ihn.

Da hob sie die Arme: „Madonna, Himmelsmutter, sei ihm gnädig! Madonna, Gnadenmutter, bitte für ihn! Schicke mich in die ewige Verdammnis, mich! Ich verdiene es nicht besser! Du hast mein Gelöbnis empfangen. Du hast meinen Arm gesund gemacht; du wolltest, daß ich es vollbringen sollte. Maria, straf' es an mir, räch' es an mir! Erbarmen, Erbarmen!"

Beide vernahmen Geräusch. Marji warf sich nieder, umfaßte Orsos Füße und wiederholte ihren furchtbaren Schrei: „Erbarmen, Erbarmen!“

Vergebens versuchte er, sich von ihr zu lösen; er hörte Schritte. . . . „Verrat!“ schrie er wild.

„Erbarmen, Erbarmen!“

„Du, du!“

Er stieß sie von sich wie ein Gewürm; er wollte über sie hinweg, aber schon besetzten die Sbirren den Eingang. Marji lag wie tot. Er packte sie, riß sie empor; er wollte sie töten, ihr das verräterische Herz durchbohren. Schon hatte er seinen Dolch auf ihre Brust gesetzt, da drangen sie auf ihn ein. Er mußte sich seines Lebens wehren. Das that er. Er tötete einen Sbirren und verwundete den Sergeanten. Dann jedoch überwältigten sie ihn.

Marji kauerte in einem Winkel am Altar. Sie führten ihn an ihr vorüber; er hörte sie wimmern, würdigte sie aber keines Blickes.

Der Morgen graute, als sie ihn auf dem Platze vor der Kapelle erschossen. Ganz Rocca war auf den Beinen. Aber das Volk verhielt sich vollkommen ruhig, weniger erschreckt durch den ungeheuerlichen Vorfall, als durch die Menge der Sbirren, die aus den umliegenden Ortschaften herbeigezogen worden waren. Sogar die Partei der Ponzo unterdrückte ihren Triumph.

Auch Marji ging mit. Gemieden wie eine von der Pest Behaftete stand sie in einiger Entfernung am Rande der Cisterne. Regungslos sah sie ihn vorführen und den Kreis um ihn schließen. Mit fahlem Gesichte, aber ruhigem, stolzem Blicke stand er da; auch jetzt, angesichts des Todes, hatte er keinen Blick für sie.

Die Sbirren stellten sich auf, der Sergeant kommandierte. Sie erhoben die Büchsen, die Hähne knackten.

Keinen Blick!

So fiel Orso Marsano als ein großer Bandit und — Held.

Neuntes Kapitel.

Unbestattet lag der Leichnam an dem Platze, wo Orso gefallen war. Nur einer der Sbirren stand Wache dabei. Die übrigen hatten sich in die Berge begeben, Jagd auf die Bande des Erschossenen anzustellen. Bevor sie aufbrachen, wurde auf dem Domplatze von dem Sergeanten der Befehl verlesen: Tod jedem, der den Gerichteten zu begraben versuchte.

Entsetzen lag über Rocca, schwül und schwer, wie der Brand der Sonne. Der Ort schien wie ausgestorben; die Häuser waren verschlossen, in der Kirche keine Beter.

Marji befand sich auf ihrem alten Platze. Die Wache hatte sie zu verschiedenen Malen verjagt, aber sie war immer wieder zurückgekommen, zurückgekrochen. Wieder konnte sie ihm gerade ins Gesicht sehen. Er sah schön aus, wie nie, stolz wie nie. Aber er hatte die Augen weit offen, und sein verglaster Blick schien auf ihr zu ruhen.

Die Wache schritt bei der Cisterne auf und ab, pfiff, sang ein übermütiges Liebeslied. Es war ein blutjunger Mensch, ein Neapolitaner. Als er eingesehen, daß Marji nicht zu verscheuchen war, ließ er sie in Ruhe. Sie schien ihm nicht recht bei Sinnen zu sein, aber sie gefiel ihm. Ein solches Gesicht hatte er niemals gesehen; und was für Augen sie hatte!

Er redete sie an. Wie sie heiße? — Marji. — Ob der Erschossene ihr Bruder wäre? — Nein. — Ihr Geliebter. — Nein. — Wer sonst? — Ihr Mann.



Der Sbirre trat zurück. Die Kameraden hatten ihm gesagt, daß Orso Marsano durch sein Weib verraten worden. Das schöne Geschöpf kam ihm abscheulich vor. Er kümmerte sich nicht mehr um sie.

Der Tote lag in einer Lache geronnenen, schwärzlichen Blutes. Marji, nachdem sie stundenlang darauf hingestarrt, erhob sich, ging fort und kam nach einer Weile zurück, beide Arme voll goldgelben Ginsters, den sie rings um den Toten streute. Dann kauerte sie sich wieder hin. Der Wohlgeruch der Blüten lockte Schwärme von Schmetterlingen herbei; sie umgaukelten die Blumen und den Toten. Einige Falter setzten sich auf sein Gesicht. Gräßlich schrie Marji auf, stürzte hin und scheuchte die bunten Sommervögel fort. Doch diese kamen immer wieder. Ihr fiel ein, daß bald auch die Geier kommen würden. Sie nahm sich vor, sich dann über Orso zu werfen und ihn mit ihrem Leibe zu schützen. Nun spähte sie fortwährend aus, ob sich kein Vogel blicken lasse. Wenn eine Lerche sang, erschrak sie.

Es ward Mittag. Ein fahler Dunst umschleierte Himmel und Erde. Kaum traten noch die Umrisse der Gebirge hervor; die Ferne verschwamm in gelblichem Glanz. Die Wache hatte sich in den Schatten eines Felsens geworfen und zu singen aufgehört. Im Ginster lärmten die Kinder; durch das verdorrte Gras raschelten die Lacerten. Marji hätte gar zu gern die Augen geschlossen; sie schmerzten, als schlügen Flammen hinein. Aber der Geier hätte kommen können! So wachte und wartete sie denn. Ein Weib brachte ihr zu essen, eine Festspeise: Eier-Frittata. Die Samariterin war Cencio Ponzos Mutter. Stumm stellte sie die Schüssel vor Marji hin, sah sie eine Weile an und schlich sich fort. Doch kam sie noch einmal zurück und erzählte von dem Befehl, den der Sergeant auf dem Domplatz abgelesen. Ohne ein Zeichen des Verständnisses zu geben, hörte Marji zu.

Doch sie hatte es verstanden und dachte darüber nach.

Natürlich mußte er ein Grab erhalten, seine Seele gerettet werden. Drüben, ganz nahe, war Grab an Grab. Ueber allen Gräbern sprach der Priester am Tage Allerheiligen den Segen. Das half gegen das Fegfeuer. Dort drüben mußte er ein Grab bekommen. Aber wer sollte es ihm bereiten? Wer anders als sie, sein Weib, die Verräterin!

Es stand Tod darauf. Eben darum. Wer anders sollte für ihn sterben als sie? Die Madonna würde ihr helfen, um ihrer vielen, großen Leiden willen. Die Madonna hatte ihren Arm gesunden lassen, damit sie ihr Gelöbnis erfüllen sollte; die Madonna würde auch jetzt ein Wunder thun und sie stark genug machen, um ihren toten Gatten ins Grab zu tragen. Marji verließ sich darauf.

Als die Nacht anbrach, traf sie ihre Anstalten. Zuerst begab sie sich in die Kapelle, warf sich vor dem Altar nieder und betete, was sie nur beten konnte. Eine mächtige Begeisterung überkam sie, eine gewaltige Kraft. Mit dem Ausrufe: „Orso!“ erhob sie sich.

Der Soldat sang, um sich wach zu erhalten, von neuem; Marji ging an ihm vorüber, der Stadt zu. Ein Trupp junger Männer begegnete ihr; sie trugen kupferne Wasserkessel und wollten zur Cisterne, denn die Mädchen fürchteten sich, dorthin zu gehen. Sie riefen Marji Verwünschungen zu; aber hoch erhobenen Hauptes schritt die Geschmähte durch ihre Reihen. Beim elterlichen Hause angelangt, schlüpfte sie in die Kammer, darin der Wein aufbewahrt wurde, und füllte einen Krug. Es war der Rest vom Hochzeitswein, den Cencio Ponzo aus Frascati geholt, schwerer berauschender rosso dolce. Bevor sie ging, spähte sie nach der Mutter aus. Sie hörte eine Männerstimme; der Vater war da. Die Stimme klang heiser und erstickt; vielleicht war der Vater betrunken. Ihr Name wurde genannt — mit einem Fluche. Da ging sie.

Auf einem Umwege erreichte sie wieder den Platz. Die



Wasserträger hatten den Brunnen verlassen; die Wache saß auf dem Rande der Cisterne. Marji trat hin, stellte den Krug nieder und blieb stehen: „Den Wein schickt Euch die Mutter von Cencio Ponzo. Ihr möchtet gute Wache halten diese Nacht."

Mißtrauisch blickte der Jüngling zu dem schönen Wesen hinüber: „Ich mag den Wein nicht."

„Wie Ihr wollt. Gute Nacht."

Aber sie ging nicht, stand da und blickte die Wache an.

„Ist's wahr, daß Ihr Euren Mann aus Vendetta verraten?"

„Ich hatte ein Gelöbnis gethan."

„Poveretta!"

Sein Abscheu begann sich in Mitleid zu verwandeln; sie war auch gar zu schön und er noch so jung. Unwillkürlich trat er näher. Plötzlich rief er: „Du bist ja noch ein wahres Kind!"

„Ich bin sechzehn Jahre. Gute Nacht."

Diesmal ging sie; den Krug ließ sie stehen. Er rief ihr auch nicht nach, daß sie ihn mitnehmen sollte.

Ehe der Mond aufging, begab sie sich in den Kirchhof, der zu verwahrlost war, um eine Thür zu besitzen. Im Schuppen lehnte neben der Bahre das Grabscheit. Sie nahm es, drang durch den Distelwald, suchte sich einen Platz aus und begann zu graben, leise, vorsichtig. Die Wache sang wieder, konnte sie also nicht hören. Während sie grub, dachte sie an die verflossene Nacht; gestern um diese Zeit wartete sie auf ihn. Wie er sie geküßt hatte! . . . Ein Schwindel faßte sie; sie sank nieder, drückte ihr Gesicht in die aufgeworfenen Schollen, küßte die Erde, die ihn umfangen sollte. So lag sie lange, bis sie sich besann, was sie noch zu vollbringen hatte. Mit doppelter Eile schaufelte sie das Grab, schmal und nicht allzu tief, wie es Brauch war. Die Wache war still, ging auch nicht mehr auf und ab. Der Wein hatte wohl seine Schuldigkeit gethan.

Jetzt mußte das Wunder geschehen, die Kraft kommen. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß es ausbleiben könnte; mit ihrem Glauben hätte sie Berge versetzt.

Der Mond schien in derselben verklärenden Pracht, wie gestern. Sie trat auf den Platz. Da lag er, mutterseelenallein, und sah sie an mit seinen toten Augen.

„Orso!"

Wie sie erwartet, war die Wache am Rande der Cisterne fest eingeschlafen. So vollbrachte sie es denn. Und das Wunder erfüllte sich. Auf ihren schwachen Armen trug sie ihn fort. Nach jedem Schritte sank sie in die Kniee; immer wieder raffte sie sich auf und endlich, endlich hatte sie das Grab erreicht. Sie hüllte den Toten in ihre purpurfarbene Manticella, daß er wie auf einem Königsmantel ruhte, küßte seine Augen und legte ihn dann hinein.

„Orso!" — —

Die Sonne ging auf, als der junge Neapolitaner erwachte. Er hatte schwer geträumt und glaubte noch zu träumen, als er den Toten verschwunden sah. Er fand das Grab und, über dem Grabe zusammengebrochen, das Weib des Hingerichteten. Er sah sich betrogen, sein heißes Blut wallte auf — an der Besinnungslosen vollzog er den Richtspruch.

* * *

Heute, nach fast hundert Jahren, singt man in Rocca Priora die Ballade von Marji Mariani. Orso Marsano ist vergessen.

Ende.





